
HEFT 10/1968
FRÖHLICH SEIN UND SINGEN
Frösi
Pioniermagazin für Jungen und Mädchen
Zwei –
Eins –
Null – Start!
Doch bevor die Pionierrakete ihren erfolgreichen Flug mit Kurs auf den 20. Jahrestag der DDR beginnen kann, müssen sich alle in eurer Gruppe gut vorbereiten. Wählt die besten Pioniere in die Pionierräte und Kommissionen, übernehmt eine Aufgabe, und erfüllt sie gewissenhaft. In das Kosmonautengepäck gehören hohe Lernergebnisse, gesellschaftlich nützliche Taten, eure Teilnahme an der DDR-Expedition der Jugend, Freundschaft und Solidarität mit allen Kindern der Welt, besonders den Leninpionieren, Freundschaft mit den Soldaten der Nationalen Volksarmee und den Sowjetsoldaten. Vergeßt nicht, Freude und Frohsinn mitzunehmen!
Zeichnung: H. Alisch



Ein Bild – ein Blick?

Der Maler will euch mit seinen Bildern teilhaben lassen an dem, was er selbst erlebt hat an Schönem, will euch beunruhigen – gegen das Unrecht, das es auf der Welt noch gibt.
Habt ihr schon einmal Bilder unachtsam beiseite gelegt? Seid nicht voreilig mit eurem Urteil! Ein Bild – nur ein Blick, und dann wollt ihr schon alles verstanden haben? Ich habe es mit Bildern immer so gehalten: War es mir noch fremd, steckte ich es in einen Wechselrahmen und hing es an die Wand, es ließ sich dann nicht mehr vergessen, und wir mußten uns zwangsläufig darüber unterhalten.
Man sollte Zeit für Bilder haben, man muß sie betrachten lernen, wie man lesen lernt.
Das Lesen ist immer hochinteressant. Und wenn ihr etw nicht gleich versteht – denkt darüber nach!
Lernt lesen, und nicht nur in Büchern!

Euer Gerhard Vontra

Manche Bilder habe ich nicht verstanden, aber meine Mutti erklärte mir einiges. Seit einigen Monaten hebe ich alle Bilder auf. Besonders gut finde ich, daß man auf der Rückseite immer etwas über das Bild lesen kann.
Detlef Sch., Leipzig

In unserer Schule gibt es einen Klub Junger Künstler. Die „Bilder des Monats" heften wir an die Wandzeitung. Jeder kann dann seine Meinung darüber sagen.
Bärbel F., Mengersreuth

Jeden Monat rahme ich das Bild in einen Bilderrahmen ein. Da habe ich viel Freude daran.
Carola W., Grenzburg

Wir brauchen manchmal die „Bilder des Monats" im Zeichenunterricht. Ich zeichne sehr gern. Darum sammle ich die „Bilder des Monats" in einer Mappe.
Heidrun Sch., Altenberga

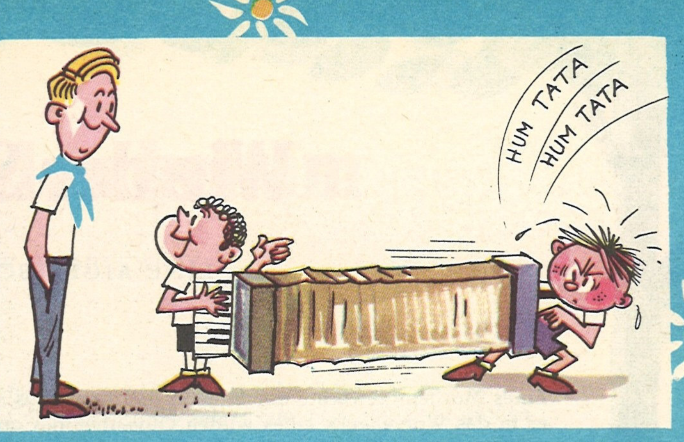
Das Bild „Guten Tag, Wald" hat mein Vati eingerahmt und über dem Bett meines kleinen Bruders aufgehängt. Peter freut sich immer wieder darüber, wenn er schlafen geht.
Ute H., Dresden

Mir gefallen die „Bilder des Monats" sehr gut. Meine Mutter ist in ihrem Betrieb für d Wandzeitung verantwortlich. D konnte sie schon einige Frösi Bilder gebrauchen.
Irmgard T., Franzburg

„Frösi" fragt: Hand aufs Herz – Was machst du mit dem Bild?

Wie nutzt du das Bild des Monats?
Erfreust du dich selbst daran?
Verschenkst du es an andere?
Sprecht ihr in eurer Pioniergruppe darüber?
Oder hältst du es mit „Ein Bild – ein Blick"?
Hand aufs Herz und schreibe uns!
„Frösi" wartet auch auf deine Antwort!

UNVERBLÜMT

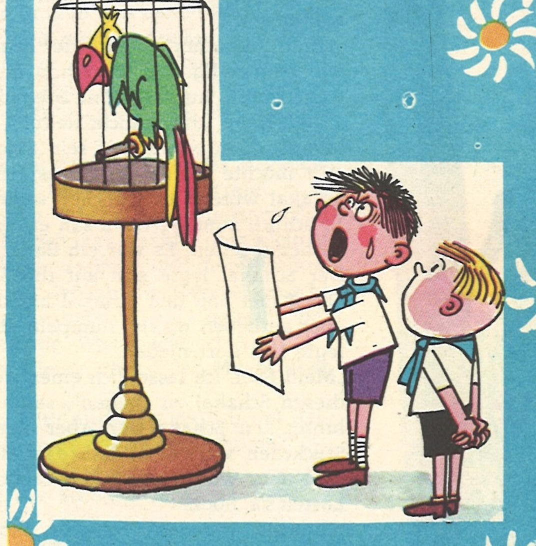


„Wir üben als Geburtstagsständchen ‚Hoch soll'n se leben', aber er kommt noch nicht so ganz mit der Begleitung zurecht."

Zeichnungen: H. Alisch



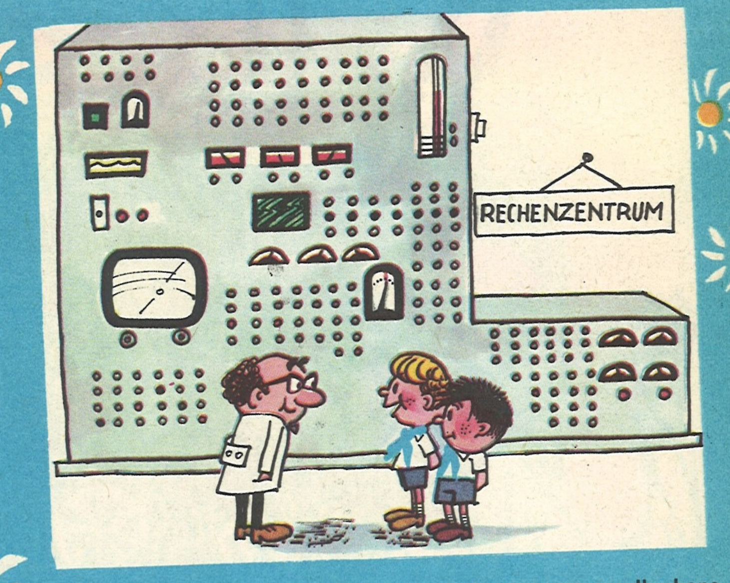
„Nach der Lage der Dinge würde ich vorschlagen, wir singen doch lieber selbst!"



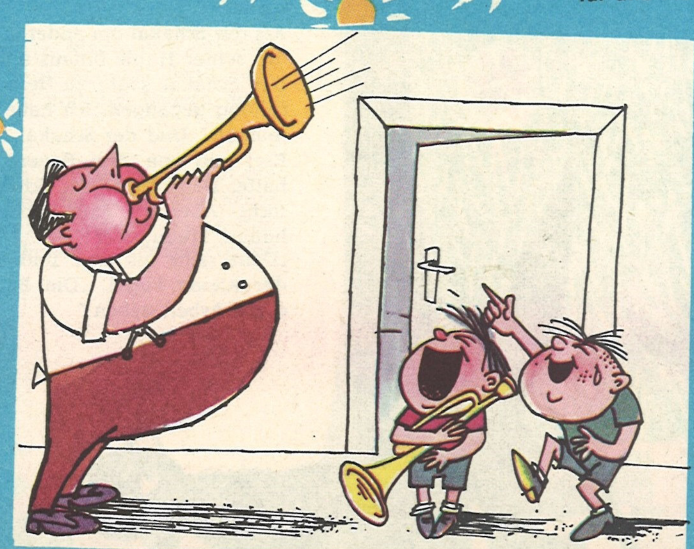
„Auch ich gratuliere zum Pioniergeburtstag!"
„Auch ich gratuliere zum Pioniergeburtstag!"
„Auch ich gratuliere zum Pioniergeburtstag!"



„Ich fange inzwischen schon von unten an!"



„Wir wüßten gerne die Größe eines Geburtstagsstreuselkuchens für alle Pioniere der DDR in Quadratmetern!"



„Wundere dich nicht, Klaus, aber mein Vater erklärt mir gerade, wie e r zum 1. Pioniergeburtstag den großen Zapfenstreich geblasen hat."



„Hättest du mal lieber dafür unsere Wandzeitung zum Pioniergeburtstag gemacht!"





Wie der Schaka

EINE ALGERISCHE ERZÄHLUNG

Eines Morgens erwachte der Schakal und kroch aus seiner Höhle, die er in das Wurzelwerk eines wilden Olivenbaumes gegraben hatte.
Der Schakal schnupperte ein wenig an der frischen Luft, blinzelte die Sonne an und sagte:
„Immer wenn ich morgens aufstehe, ist die Luft frisch! Und die Sonne sticht mir in die Augen! Wie langweilig ist das doch!"
Das hörte der kleine Vogel, der in den Zweigen des wilden Olivenbaumes nistete. Er sagte: „Nimm doch ein Stück Holz und schnitze dir daraus eine Flöte. Dann wird dir dein Tag nicht mehr langweilig sein."
„Huuu, huuuuuu", heulte der Schakal, „ich soll Flöte blasen? Huuu wie langweilig. Wo ich schon den ganzen Tag dein Gezwitscher e tragen muß, huuuu, nein! Niemals!"
„Dann kann ich dir nicht helfen", sagte der kleine Vogel und war beleidigt, denn er war auf sein Singen recht stolz.
„Ich möchte einmal so etwas richtig Lustiges erleben", knurrte der Schakal wütend und verließ seinen Bau.
Er schlich zum Dorf. Da sah er einen Mann mit einem Esel die Straße einherschreiten. Es war ein Bauer, der zum Markt in die Stadt wollte. Der Schakal legte sich auf die Straße und wartete auf den Bauern. Der Bauer sah den Schakal auf der Straße liegen. Als der Bauer ihn aber aufheben wollte, humpelte der Schakal ein Stückchen weiter und legte sich dort nieder.
„Mein Esel, ich lasse dich einen Augenblick stehen. Ich will versuchen, diesen Schakal zu fangen", sagte der Bauer zu seinem Esel und lief hinter dem Schakal her. Aber immer wieder humpelte der Schakal ein Stückchen weiter. So lockte er den Bauern von dem Esel fort. Der Esel aber wurde durch das lange Stehen ungeduldig. Er warf seine Lasten zu Boden.
„Iiiiiaaaa, iiiiiaaaa", ralte er und sprang mit vergnügten Sprüngen über die Felder.
Als nun der Bauer den Esel hinfortspringen sah, rannte er, um ihn wieder einzufangen. Darüber mußte der Schakal furchtbar lachen. Der Esel flüchtete in wildem Galopp querfeldein. Er zertrat die Getreidesaaten, zerstampfte die Rüben, zerstieß die Melonen auf den Felder Darüber mußte der Schakal furchtbar lachen.
Gegen Abend endlich konnte der Bauer den Esel einfangen. Doch der Bauer sah, daß die Sonne schon auf die Berge zueilte. Es hatte keinen Sinn mehr, auf den Markt zu gehen. Ein ganzer Arbeitstag war verlorengegangen. Unverrichteterdinge kehrte er ins Dorf zurück. Das sah der Schakal. Darüber mußte er furchtbar lachen. Er lachte so sehr, daß er abends ermattet in seinen Bau kroch und auf der Stelle einschlief.
Als der Schakal am anderen Morgen erwachte, steckte er die Schnauze aus seiner Höhle hinaus und sah zu seinem Nachbarn, dem Vogel.
Der Schakal sagte zu dem kleinen Vogel: „Mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Ich habe gestern den ganzen Tag furchtbar lachen müssen." Und der Schakal erzählte dem kleinen Vogel alles von dem Esel und von dem Bauern, den er von seinem Lasttier fortgelockt hatte. Dann fügte der Schakal hinzu: „Den ganzen Tag habe ich gelacht. Aber ich habe nichts zu mir genommen. Ich habe Hunger, huuuu, Huuuuunger!"
„Dann gehe ins Dorf und hilf den Bauern beim Rübenroden", sagte der kleine Vogel. „Die Bauern werden dir eine gute Mahlzeit für deine Arbeit geben."

das Heulen bekam

VON CLEMENT DE WROBLEWSKY

„Dein Ratschlag gefällt mir nicht!" sagte der Schakal. Er verließ seinen Bau und schlich auf das Dorf zu. Da sah er eine Frau mit einer großen Schale einherschreiten. Die Frau brachte die Mahlzeit aufs Feld. Würzig duftete der Kuzkuz, die Speise aus Weizenbrei und Hammelfett.
Der Schakal legte sich auf die Straße. Die Frau kam heran, stellte die große Schale an den Weg und wollte den Schakal aufnehmen. Der Schakal sprang auf und legte sich einige Schritte entfernt in den Sand. Wieder bückte sich die Frau; wieder entfernte sich der Schakal ein Stück von der Straße. Und immer weiter entfernte sich die Frau von ihrer Schale. Der Schakal lockte die Frau in den nahen Wald. Dann rannte er zur Schale zurück und fraß den ganzen Kuzkuz auf. Vollgefressen, mit prallem Leib, schleppte er sich in seinen Bau und schlief auf der Stelle ein. Die Frau aber irrte lange im Wald umher und fand erst spät den richtigen Weg. Zu Hause saßen die Männer am Feuer und hatten Hunger.
Als der Schakal am anderen Morgen erwachte, steckte er die Schnauze aus der Höhle hinaus und sah zu seinem Nachbarn, dem Vogel.
„Mein Wunsch ist in Erfüllung gegangen. Ich habe mir gestern den Bauch so richtig vollgeschlagen." Und der Schakal erzählte dem kleinen Vogel alles von der Frau, die sich im Walde verirrte, und dem Kuzkuz, den sie hatte am Wege stehenlassen und der für die Bauern gedacht war. Dann fügte der Schakal hinzu: „Nun habe ich viel gelacht, viel gefressen. Nun habe ich wieder Langeweile. Was mache ich nun?"
„Bastle dir doch eine Flöte!" sagte der kleine Vogel, der Musik über alles liebte.
„Huuuu, huuuuu", heulte der Schakal, „höre mir doch endlich mit deinem albernen Gepiepse auf! Mein Heulen klingt ja viel schöner!"
„Heul doch", sagte der kleine Vogel.
„Ich möchte schon gerne", antwortete der Schakal, „aber ich habe ja keinen Grund."
Und der Schakal verließ seinen Bau. Aber nicht weit vom Bau entfernt – der Wind hatte den Geruch in eine andere Richtung getragen, und der Schakal hatte nichts gewittert – sah er eine Schale mit Kuzkuz stehen. Der Schakal stürzte sich auf das Mahl – da schlug die Falle zu. Denn der Schakal war in die Falle gegangen, die ihm die erzürnten Bauern gestellt hatten.
„Huuuu, huuuuuu", heulte der Schakal. Er heulte so schrecklich, daß der kleine Vogel seinen Baum verließ und weit fortflog.
Am Abend kam der kleine Vogel zurück.
„Was heulst du?" rief er zornig. „Drei Wünsche hast du erfüllt bekommen. Lachen, Fressen, Heulen. Sei glücklich!"
„Huuuu, befreie mich, huuuuuuu", antwortete der Schakal.
Der kleine Vogel rief seine Brüder und seine Schwestern, und gemeinsam befreiten sie den Schakal.
Der kleine Vogel sagte: „Du bist ein Nichtsnutz. Mache dich nützlich, dann hast du auch keine Langeweile. Und du kommst dann auch nicht auf schlechte Gedanken. Wir, die Vögel, sind den Bauern nützlich. Sei es auch."
Der Schakal kroch beschämt in seinen Bau.
Von da an versuchte der Schakal sich nützlich zu machen: Er hält die gefräßigen Mäuse vom Korn ab. Trotzdem sind die Bauern ihm heute noch böse – seinetwegen können sie oft bis zum Morgengrauen keinen Schlaf finden: Oft heult der Schakal im hellen Mondenschein die ganze Nacht hindurch.
Ob er sich noch immer schämt? . . .



Zeichnung: K. Fischer



Muskelkater stellt vor:

Geheimnisvolles Mexiko. Land der Olympischen Sommerspiele 1968!

Aztekentempel und Wolkenkratzer!

Wenn im Oktoberwind 1968 im Aztekenstadion von Mexiko-City die weiße Fahne mit den fünf olympischen Ringen gehißt wird, kämpft die Sportjugend aus mehr als einhundert Staaten der Erde in einem interessanten Land Lateinamerikas um olympischen Lorbeer. Nachrichtensatelliten kreisen im Kosmos, speichern Berichte und Bilder, um sie bis in die entlegensten Teile der Welt auszustrahlen. Die Augen der Menschen aus aller Welt sind auf Mexiko gerichtet.

Mexiko

ein Land der geheimnisvollen Tempel und unermeßlichen Kunstschätze;
ein Land, in dem sich ganz Westeuropa verstecken läßt;
ein Land der Dschungel und Wüsten, der abenteuerlichen Vergangenheit und erregenden Gegenwart, der Millionäre und Bettler.

Gegensätze

Mexiko besitzt 45 Millionen Einwohner.
Etwa die Hälfte davon sind Bauern, Campesinos. Sie fristen in der überwiegenden Zahl ein kärgliches Dasein in einem Land,

Diese Anzeigentafel im Sportstadion von Mexiko-City, nach ihrer Fertigstellung wird sie elektronisch betrieben, wird Siege und Niederlagen der Athleten registrieren.



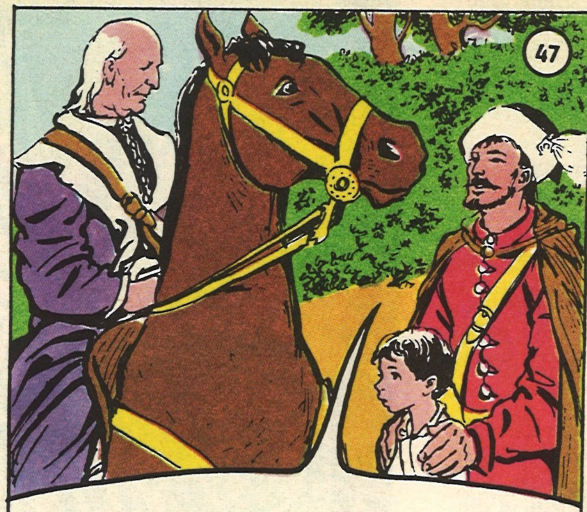
Die Sterne von Eger 5

Nach einem Roman von Géza Gárdonyi
Text: Tibor Horváth
Zeichnungen: Paul Koresmáros

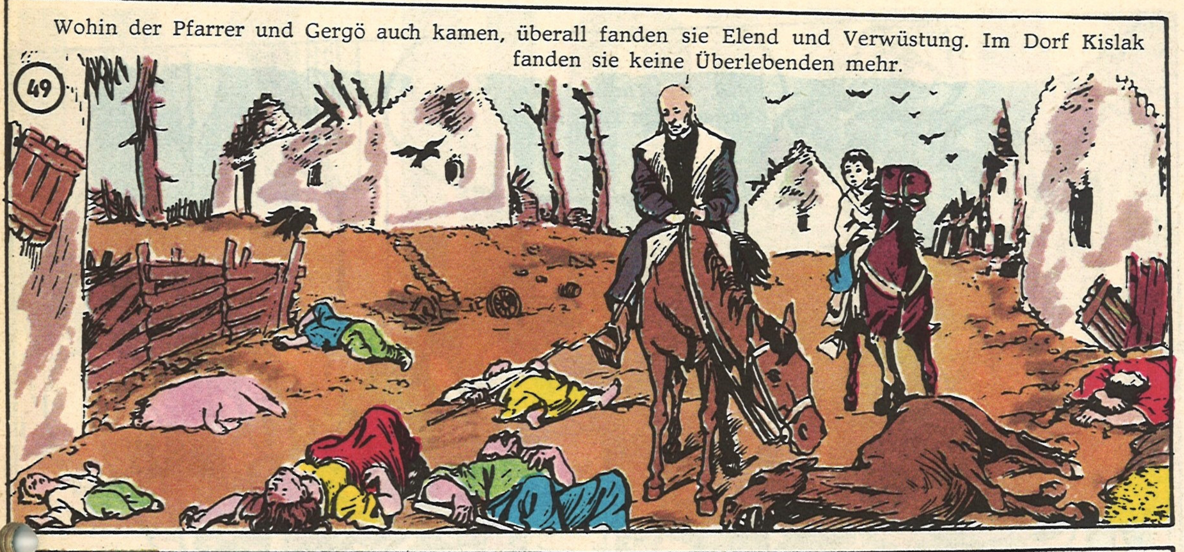




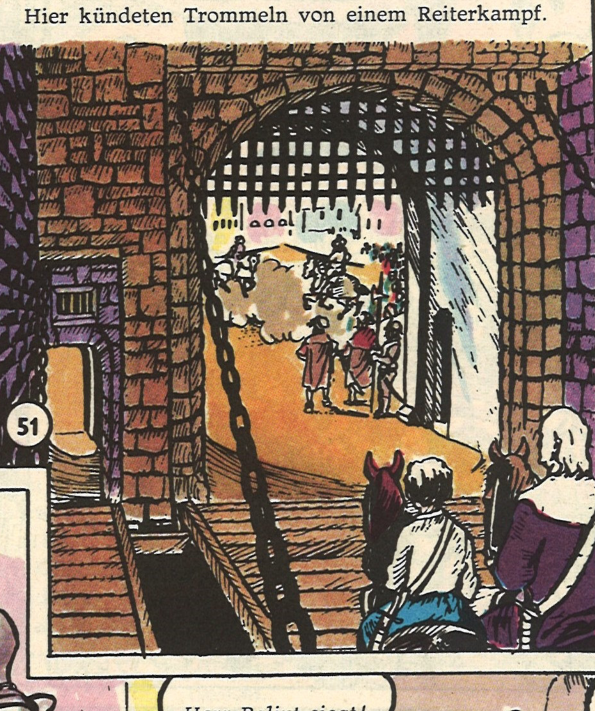


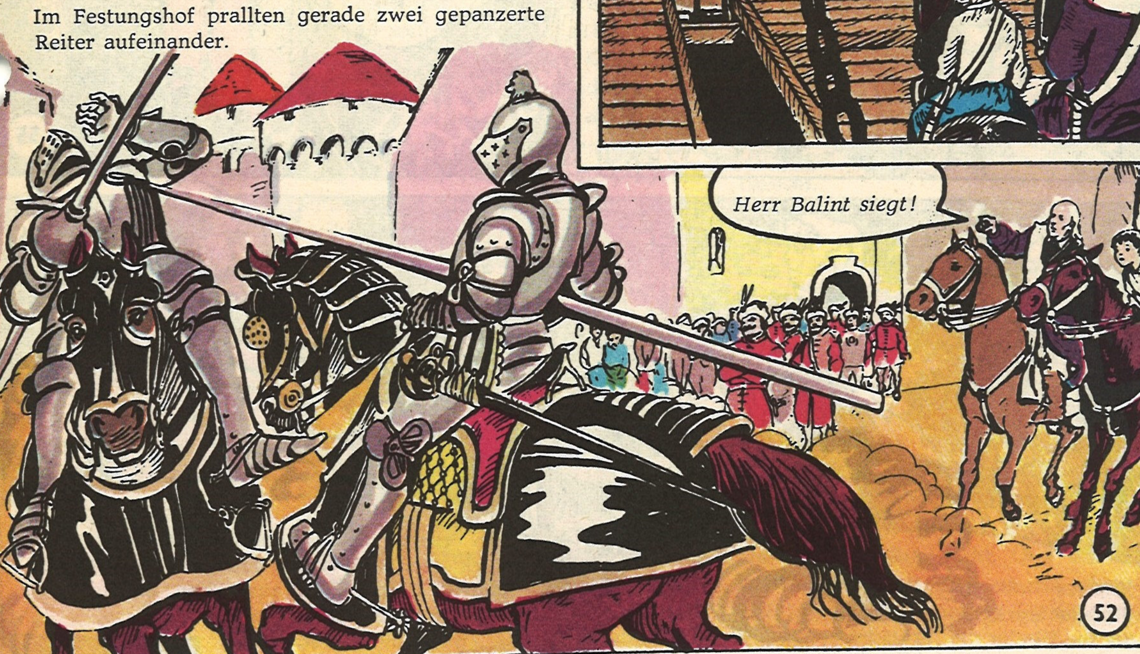














Hier der Vertreter einer nichtolympischen Sportart. In Mexiko ist der Hahnenkampf sehr verbreitet.

Fotos: W. Behrend

das den Touristen als Paradies gepriesen wird. Zwar versprachen die Führer der letzten großen Revolution 1910–1917 den Campesinos Boden und Freiheit. Doch die Bodenreform ist immer noch nicht abgeschlossen. Der Großgrundbesitz herrscht wie eh und je. Freilich mit sehr modernen Methoden. Baumwolle, Weizen, Mais, Tabak und Früchte aller Art werden mit hohem Gewinn exportiert. Zahllose Landarbeiterfamilien leiden Not, weil sie nicht das Geld haben, mit modernen Maschinen ihr Land zu bearbeiten.

Bettler und Hochhäuser

Nach der Sage gründeten die Azteken vor 600 Jahren die Hauptstadt ihres Reiches auf einer Lagune in 2240 m Höhe an der Stelle, wo ein Adler auf einem Kaktus hockte und eine Schlange fraß. 1521 zerstörten die Spanier die Stadt, nachdem der Kaiser Cuauhtemoc mit seinen Kriegern heldenhaft Widerstand geleistet hatte. Auf den Trümmern wurde Mexiko-City erbaut.

Tag und Nacht dröhnt der Verkehrslärm über die Prachtstraße der Metropole, dem Paseo de la Reforma, vorüber an dem Denkmal Cuauhtemocs und den kühnen Glas- und Betonpalästen rund um den lateinamerikanischen Turm, einem Wolkenkratzer mit 44 Stockwerken. Mexiko-City gehört mit fast 7 Millionen Einwohnern zu den größten Städten der Welt. Immer neue Fabriken, Verwaltungsgebäude und Straßen kommen dazu.

Viele Millionen Mexikaner stehen abseits vom wirtschaftlichen Aufschwung ihres Landes. Sie leben in Elendsquartieren, im Schatten der eleganten Hochhäuser. Die Zahl der Arbeitslosen wächst. Viele von ihnen betteln. Die Kommunistische Partei kämpft deshalb zusammen mit den fortschrittlichen Kräften des Landes entschieden um die Verbesserung der Lebenslage der Arbeiter und Bauern.

Tempel, Throne und Terrassen

Der Ausflug in die Zeit der versunkenen Indianerwelt beginnt ganz nahe der Hauptstadt. Bagger haben den Tempel des Quetzalcoatl vom Vulkanschutt der Jahrhunderte, von Kakteen und Lianengestrüpp befreit. Ein gewaltiger Terrassenbau in Pyramidenform kam zum Vorschein. Die Fassaden sind mit Skulpturen geschmückt. Sie zeigen abwechselnd eine gefiederte Schlange und den Regengott Tlaloc. Von den danebenstehenden meterhohen Säulen mit in Stein gehauenen Bildnissen finsterer Krieger geht etwas Bezwingendes aus. Mehr als 10 000 Fundstätten dieser und ähnlicher Art sind über das Land verstreut. Zum Beispiel die Pyramide El Castillo. 91 Stufen geht es zum Tempel hinauf, unter dem sich ein Geheimzimmer mit einem aus rotem Stein gemeißelten Jaguarthron befindet. Schauder überlaufen uns bei dem Gedanken, daß hier Priester den Göttern Menschenherzen opferten, während indianische Baumeister, Künstler, Mathematiker und Handwerker Werke von bewunderungswürdiger Größe schufen. Vieles davon zerbrach unter den spanischen Feuerschlünden, die Hernandez Cortez befehligte. Unzerstörbar blieb die Klugheit und der Freiheitsdrang des mexikanischen Volkes.

Unbezwingbar

Über dem Haupteingang des Nationalpalastes von Mexiko City, den der bekannte mexikanische Maler Diego Rivera, Mitglied der Kommunistischen Partei des Landes, mit Gemälden aus der Geschichte Mexikos schmückte, hängt eine Glocke. In der Nacht zum 15. September 1810 rief sie das Volk, Nachfahren der tapferen Azteken und Mayas, zu den Waffen gegen die spanischen Unterdrücker. Elf Jahre danach erlangte Mexiko seine Unabhängigkeit.
In der Zeit von 1934 bis 1940, in der der fortschrittliche Präsident Lazaro Cardenas regierte, und nach dem 2. Weltkrieg entwickelte sich das Land rasch. Sein sozialer und kultureller Fortschritt ist unaufhaltsam. Es wächst, je geschlossener und bestimmter die Arbeiter und Bauern ihre Ansprüche gegenüber den Kapitalisten vertreten. Nach den Revolutionswirren der zwanziger Jahre konnte über die Hälfte der gesamten Bevölkerung weder lesen noch schreiben. Heute gibt es noch ein knappes Drittel Analphabeten. Die Jugend Mexikos ist glücklich, Gastgeber der besten Sportler aus fünf Erdteilen zu sein.



IM NOVEMBER 18

GUNTHER FEUSTEL

In dem düsteren Hof des Hauses Sparrstraße 12 lärmten Kinder in den Abend hinein. Die Laternen brannten. Naßkalt drückte der Februar den Kohlrübenduft in die Hinterhöfe. Die Kinder spielten Verstecken.
„Paul!" rief eine Frau. „Komm nach Hause!"
Ein Junge sah zum Torweg hinüber. „Die Möllern ruft mich. Ich bin gleich wieder da!" Langsam ging er zu der müde blakenden Gaslaterne hinüber. Die Frau, die den Jungen gerufen hatte, zog ihr Umschlagtuch fester um die Schultern. Sie schob Paul die Treppe zur Kellerwohnung hinunter und öffnete die Tür.
Am Tisch neben dem Herd saß eine Frau und hatte den Kopf in beide Hände gestützt. Die Haare hingen ihr feucht in das verweinte Gesicht.

Paul blieb wie gelähmt an der Küchentür stehen. „Mutter!" rief er erschrokken. Er lief zu der Frau und legte den Arm um ihre Schulter. Wortlos schob die Frau dem Jungen einen Brief zu. Die Nachbarin nahm den Brief, faltete ihn zusammen und legte ihn auf das Küchenspind. „Dein Vater ist gefallen!" sagte sie leise zu dem Jungen. Paul hatte es geahnt, als er die Mutter weinen sah. Aber jetzt, wo es ausgesprochen war, stieg eine Übelkeit vom Magen her in seinen Hals. Er drehte sich um und legte die Stirn an den Türpfosten.

Die Mutter stand plötzlich auf, riß den Brief vom Küchenspind und schrie: „Dieser verfluchte Krieg der Reichen hat deinen Vater ermordet – dieser verfluchte Kaiser!"

Die Nachbarsfrau sprach leise auf die Mutter ein und führte sie zu dem kleinen Küchensofa. Die Mutter wurde ruhiger und weinte leise vor sich hin. Die Nachbarin ging aus der Küche und schloß die Tür. Paul setzte sich zur Mutter. Und so saßen sie unter der blakenden Gaslampe und schwiegen. Aber ein Satz, den die Mutter hinausgeschrien hatte, krallte sich in Paul fest: „Dieser verfluchte Krieg der Reichen – dieser verfluchte Kaiser!" Als Paul am nächsten Tag in der Schule saß, rauschten die Worte des Lehrers an seinen Ohren vorbei. Immer wieder dachte er an den Vater, und er sah ihn in der grauen Uniform, als er im vergangenen Jahr mit Paul am Ufer des Jungfernsees den Enten zugesehen hatte.

Nie wieder würde Vater mit ihm am See sitzen – nie wieder!

Der Rektor redete vom Kaiser und vom Vaterland. Und Pauls Augen saugten sich fest an dem Kaiserbild, das über dem Katheder an der Wand hing.

Da lag Vater irgendwo in Frankreich in seiner grauen Uniform, und schmutzige Erde deckte ihn zu. Und nie wieder würde er mit Paul am See sitzen – nie wieder!

„Vater!" schrie Paul plötzlich. Dann lief er zu dem Kaiserbild. Er reckte sich und riß das Bild vom Nagel. „Dieser verfluchte Kaiser!" schrie der Junge und spuckte auf das Bild. „Dieser verfluchte Krieg!

Für einen Augenblick war es ganz still in der Klasse. In den Gesichtern der Kinder stand Angst.

Der Rektor stand langsam auf. Sein Gesicht war rot vor Zorn. Er packte den Jungen am Kragen und schüttelte ihn. Dann schlug er ihm die Hand in das Gesicht.

„Hebe das Bild auf und grüße unseren Kaiser!" schrie der Rektor. Paul sah dem Lehrer ins Gesicht. „Dieser verfluchte Kaiser!" sagte er laut und dann leise: „Mein Vater ist gefallen. Gestern kam der Brief."

Der Rektor sah auf das Kaiserbild. Er hob es auf und wischte mit dem Jackenärmel über das Glas. Dann nahm er den Stock vom Katheder und prügelte in Paul alle seine Wut hinein.

Er prügelte, bis ihm der Atem verging. Der Junge weinte nicht. Und als ihn der Rektor losließ, sagte er mit schmalen Lippen: „Dieser verfluchte Krieg der Reichen – dieser verfluchte Kaiser!" Der Rektor atmete tief. Der Zorn schnürte ihm die Kehle zu. Er schüttelte den Jungen und ließ ihn eine Stunde lang unter dem Kaiserbild stehen. Aber je länger Paul unter dem Kaiserbild stand, um so größer wurde sein Haß auf die Menschen, die alles falsch gemacht hatten – die Sache mit dem Krieg und daß seine Mutter in einer Kellerwohnung wohnte, daß die Lehrer prügeln durften und daß es immerzu nur Kohlrüben zu essen gab.

Der Sommer kam und verging. Und ein Novembertag kam voll Unruhe und Lärm zwischen den Häusern Berlins. Schüsse fielen. Pauls Mutter war schon mittags von der Arbeit nach Hause gekommen. „Es ist Revolution! Der Kaiser wird verjagt!" Und zum ersten Mal hatte sie wieder ihre alte Stimme.

Die Mutter war geschäftig. Männer und Frauen mit roten Armbinden kamen und gingen, und die kleine Kellerwohnung stand plötzlich wieder mitten im Leben der Straße.

Die Revolution vertreibt den Kaiser – dachte Paul – ich muß der Revolution helfen! Als die Mutter mit den Männern und Frauen fortgegangen war, ging Paul zum Schrank und kramte zwischen den Sachen herum. Endlich fand er ein Stück rotes Inlett. Er schnitt ein viereckiges Stück heraus und legte es auf den Tisch. Dann hämmerte er den Besen vom Stiel und nagelte das Stück Inlett auf. Da kam die Mutter in die Küche zurück. Als sie die rote Fahne sah, lächelte sie.

„Ich gehe zur Revolution!" sagte Paul. „Ich muß ihr helfen, den Kaiser zu vertreiben und die Reichen und ihren verdammten Krieg!"

Die Mutter bekam ein ernstes Gesicht. „Du bleibst hier, Paul! Kinder mit 10 Jahren gehören nicht auf die Straße, wenn die Revolution kämpft!" Sie schloß

die Wohnungstür und drehte den Schlüssel zweimal um.

Paul stand wie erstarrt. „Ich bin doch kein kleines Kind mehr!" schrie er, aber die Schritte der Mutter waren längst auf der Treppe verhallt.

Paul kletterte auf das Küchensofa und zog sich am Fenster hoch. Er öffnete einen Flügel und zwängte sich durch das Gitter auf die Straße. Vorsichtig zog er die Scheibe hinter sich zu. Paul klopfte sich den Staub von der Hose und lief mit seiner roten Fahne hinunter bis zur Müllerstraße. Alle Menschen schienen es eilig zu haben. „Wo ist die Revolution?" fragte Paul. Ein Mann wies mit der Hand in die Richtung der Chausseestraße. Paul lief mit seiner roten Fahne durch die Menschenmenge. Und endlich traf er eine Gruppe Roter Matrosen und Soldaten, die ihre Gewehre an eine Mauer gelehnt hatten. Einige trugen einen Verband um den Kopf und an den Armen, andere rauchten mit schmutzigen Fingern eine Zigarette.

„Wollt ihr den Kaiser verjagen – und den verdammten Krieg?" fragte Paul. Die Männer lachten, dann nickten sie.

„Ich kämpfe mit euch!" rief der Junge. Ein Soldat mit einem grauen Bart kam auf Paul zu und sah ihn von Kopf bis Fuß an.

„Die Revolution ist doch kein Kinderspiel! Du gehst nach Hause!"

Trotzig starrte Paul auf seine rote Fahne. „Der Kaiser hat meinen Vater ermordet! Und deshalb muß ich ihn mit vertreiben!"

Ein Kommando hallte durch die Straße. Die Soldaten griffen zu den Gewehren und marschierten dem Stadtinneren zu. Und Paul nahm seine Fahne fest in die Hand und marschierte hinterher.

Da blieb der Soldat mit dem grauen Bart stehen und hielt Paul fest. „Ich befehle dir im Namen der Revolution, sofort nach Hause zu gehen!"

Paul blieb trotzig stehen. Ein Auto kam vorbei und bespritzte ihn. Er wischte mit der Hand den Schmutz von der Fahne. Böse sah er den Soldaten mit den roten Armbinden nach. Was war das nur für eine Revolution! Mutter sperrte ihn ein, und die Soldaten schickten ihn nach Hause!

Der Trotz trieb Paul die Tränen in die Augen. Und langsam lief er zur Sparrstraße zurück. Die rote Fahne hatte er unter den Arm geklemmt.



Zeichnung: H. Betcke

Paul kam an seiner Schule vorbei. Und plötzlich fiel ihm das Kaiserbild ein, das über dem Katheder in seiner Klasse hing. Paul nahm die rote Fahne wieder fest in beide Hände. Jetzt werde ich der Revolution doch helfen!

Paul lief über den Schulhof in das große Gebäude hinein. Leer waren die Klassenzimmer. Es roch nach feuchten Sägespänen. Paul kletterte auf das Katheder und versuchte, das Kaiserbild vom Nagel zu zerren.

Schritte hallten auf dem Gang.

Da gab der Nagel nach. Paul warf das Bild auf den Fußboden. Die Tür ging auf. Der Rektor der Schule lief mit schnellen Schritten auf Paul zu. „Hänge das Kaiserbild wieder an!" schrie er.

„Es lebe die Revolution!" rief der Junge und trat mit seinen Stiefeln in das Bild. Klirrend zerbrach die Scheibe.

Der Rektor hob die Hand und wollte den Jungen wieder schlagen. Von der Straße her dröhnten die Schritte der Soldaten der Revolution. Sie sangen. Langsam ließ der Direktor die Hand sinken. Dann ging er aus dem Klassenzimmer auf den langen Gang hinaus. „Es lebe die Revolution!" rief Paul noch einmal. Er zerrte das Kaiserbild aus dem Rahmen und zerriß es. Die Fetzen warf er in den Papierkorb. Und dann nahm Paul die rote Fahne, holte ein Stück Schnur aus der Hosentasche und knotete die Fahne über dem Katheder fest.

Am nächsten Morgen setzte sich Paul auf die Bank vor der roten Fahne. Die Kinder kamen. Sie sprachen von der Revolution. Die Klingel schrillte, aber die Kinder blieben allein.

Auf dem Flur dröhnten feste Stiefelschritte. Die Tür der Klasse wurde aufgestoßen. Drei Matrosen mit Gewehren kamen in den Klassenraum. „Geht nach Hause! Die Revolution braucht eure Schule für einige Tage!"

Einer der Matrosen sah die rote Fahne an der Wand. Er hob die Hand und grüßte die Fahne. Die Kinder drängten an den Matrosen vorbei auf den Gang. Paul blieb unter der Fahne stehen. „Ich muß die Fahne bewachen. Es ist meine Fahne!"

Der Matrose legte dem Jungen die Hand auf die Schulter. „Wir werden sie gut bewachen, kleiner Genosse – denn es ist unsere Fahne!" Paul ging am Papierkorb vorbei und spuckte auf die Fetzen des Kaiserbildes. An der Tür drehte er sich noch einmal um. „Wenn mich die Revolution noch einmal braucht – ich wohne Sparrstraße 12!"

Und Paul lief die Treppe hinunter auf die Straße.

Bild des Monats

LIEBE PIONIERE, LIEBE JUNGEN UND MÄDCHEN!



Grundig, Lea „Ingenieur Paatsch – Leiter der Reformierung"
Zeichnung: 62 × 40 cm, 1967 (aus „9 Blatt Schwedt")

Als ich im Jahre 1950 nach Zwickau in den Schacht und ins Stahlwerk in Freital ging, um dort zu zeichnen, waren die Arbeiter ganz andere als die, die ich jetzt in Schwedt kennenlernte. Viele unter den älteren Arbeitern damals waren aufgewachsen in der Erfahrung, daß man vor allem arbeitet, um sich zu ernähren. Die Schwedter, die ich hier zeichnete, hatten Interesse und Freude an ihrer Arbeit. Diesen jungen Arbeitern ist ganz selbstverständlich, daß ihr Arbeitsplatz Teil ihres Betriebes ist, der ihnen gehört. Und deshalb sehen sie ihn auch mit ganz anderen Augen. Es ist ihnen auch selbstverständlich, daß ihr Betrieb Teil ihres Staates ist, in dem sie bestimmen.

Ich habe hier einen leitenden Ingenieur gezeichnet (der schwarze Streifen auf seinem Helm kennzeichnet ihn als Leiter). Warum mich gerade dieser junge Ingenieur besonders interessiert hat? Er war mir von Anfang an sehr sympathisch. Er führte mich durch das ganze große Werk. Und er brachte es fertig, mir die vielen komplizierten Vorgänge dieser großartigen Landschaft aus Stahl begreiflich zu machen. Die vielfältigen Formen der Kolonnen, der gewaltigen Röhrensysteme und Reihen silbern schimmernder Benzinbehälter, das alles interessierte mich sehr. Zum ersten Male begriff ich, was Marx gemeint hatte, als er schrieb „der Mensch produziert nach den Gesetzen der Schönheit". Durch die klugen Erläuterungen des Genossen Ingenieurs wurden mir, die ich von technischen Dingen so wenig verstehe, die Zusammenhänge verständlich, und das begeisterte mich. Es wurde für mich ein großes Erlebnis. Auch bei ihm selbst war die Empfindung der Schönheit für die aus der Wissenschaft geborenen Technik sehr stark entwickelt.

Und dann erzählte er mir von seiner Familie, von seiner Frau, von seinen Kindern. Auch daß er sehr gern klettert, erfuhr ich. Besonders im Elbsandsteingebirge, das mir als Dresdner so vertraut ist. Aber ich hörte auch von ihm, daß er sich in seiner Freizeit mit der Relativitätstheorie beschäftigt, und daß er sehr gern Vorträge in der URANIA hält. Das heißt, er hat Freude daran und versteht es auch gut, anderen Menschen seine wissenschaftlichen Erkenntnisse zu vermitteln. Ich erfuhr auch – das aber nicht von ihm – daß er sich in einer sehr gefährlichen Situation in seiner Abteilung, deren Leiter er ist, bewährt hat. Ein Brand war dort ausgebrochen. Ihr wißt doch, daß in solch einem Werk Brände besonders gefährlich sind. Sofort eilte er hin, griff hinein in die Flammen und verschloß mit bloßen Händen sämtliche Ventile. Er hatte zwar viele Brandwunden, aber er hatte die große Gefahr abgewendet. Das alles ergab für mich das schöne Bild eines Menschen voller Verantwortung, fröhlich und von hohem Bewußtsein, mit Liebe zur Wissenschaft. Ich hoffe, daß doch etwas davon in meiner Zeichnung sichtbar geworden ist.

Da ist noch ein anderes Blatt. Das sind zwei Lehrlinge der Elektromontage. Sie sind 17 Jahre alt. Sie lachen gern und sind sehr selbstbewußt. Für mich aber war am interessantesten, daß auch sie das Werk als schön bezeichneten und sie wünschten sich im Hintergrund dieser Zeichnung die Silhuette ihres EVW. Das habe ich hier nicht geschafft, aber auf einem anderen Blatt, das später entstanden ist.

Zum Schluß möchte ich noch sagen, daß es Studien sind, die ich zu größeren Arbeiten verwenden werde.

Ich grüße Euch herzlich, Eure

Lea Grundig

Präsidentin des Verbandes bildender Künstler Deutschlands, Hochschulprofessor, Mitglied des ZK der SED, Mitglied der Akademie der Künste.

Grundig, Lea
„Frauen im Weiterbildungsstudium"
Zeichnung: 57,5 × 48 cm, 1967
(aus „9 Blatt Schwedt")

Spielmeister gesucht!

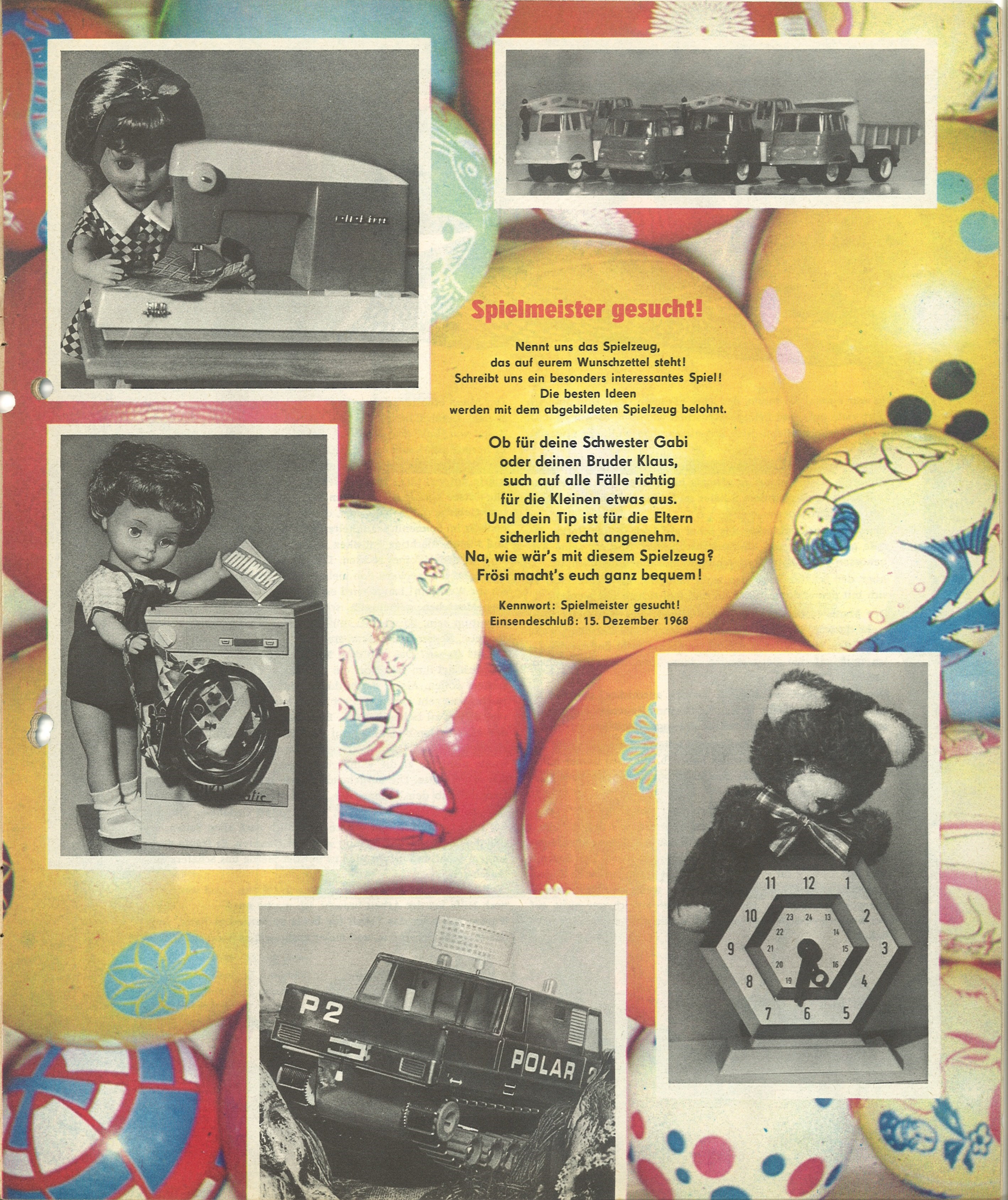


Fotos: H. J. Mirschel
Dia: M. Dressel

Es ist wieder soweit. Die Rollschuhe werden im Regal verstaut, dem Schwimmreifen ist schon längst die Luft ausgegangen, die Baukästen und Puppenstuben werden hervorgeholt. Und was fehlt im Spielzeugschrank? Was hast du dir schon lange gewünscht? Den Bleistift gespitzt! Wer möchte, daß sein Herzenswunsch in Erfüllung geht, daß er spielen kann, was er schon lange träumte, der schreibt schon jetzt seinen Wunschzettel. Die Warenlager und Regale in den Kaufhäusern sind gefüllt, und eure Eltern wollen rechtzeitig einkaufen.

Überlegt gut: Soll es ein Mondfahrzeug sein? Oder hast du dir eine kleine Nähmaschine verdient?

„Frösi" will euch beim Überlegen helfen. Erfüllt darum unseren Frösi-Wunsch! Wer wird Meister im Spiel?



Spielmeister gesucht!
Nennt uns das Spielzeug,
das auf eurem Wunschzettel steht!
Schreibt uns ein besonders interessantes Spiel!
Die besten Ideen
werden mit dem abgebildeten Spielzeug belohnt.
Ob für deine Schwester Gabi
oder deinen Bruder Klaus,
such auf alle Fälle richtig
für die Kleinen etwas aus.
Und dein Tip ist für die Eltern
sicherlich recht angenehm.
Na, wie wär's mit diesem Spielzeug?
Frösi macht's euch ganz bequem!
Kennwort: Spielmeister gesucht!
Einsendeschluß: 15. Dezember 1968
miwok
P2
POLAR



Ein Mann, ein Schaf und der Sputnik

THOMAS WAGNER

Es war einmal ein Mann, der lebte in einem Dorf. Und obgleich dort viele gute und fleißige Menschen wohnten, so war er doch immer für sich allein, denn mit niemandem wollte er etwas zu tun haben.

Dieser Mann hatte ein Schaf, welches er eher schlecht als recht versorgte. Daher stand es oftmals bekümmert am Gartenzaun und sah sehnsüchtig dem Schäfer nach, der täglich seine Herde dort vorübertrieb.

Eines Morgens entdeckte das Schaf ein Loch in der Hecke, gerade groß genug, um hindurchzuschlüpfen. Und als seine Artgenossen vorbeihoppelten, schloß es sich ihnen heimlich an.

Aber der Schäfer hatte das wohl bemerkt. Er dachte: Soll es sich mit den anderen tummeln und mal richtig satt werden.

Der Mann bemerkte erst gegen Abend, daß sein Schaf nicht mehr da war. Fragen wollte er niemanden. Er lief übers Feld, durch den Wald, aber er konnte sein Schaf nicht finden.

Ich muß auf den Berg steigen, dann kann ich weiter sehen, dachte der Mann.

Die Sonne aber, welche sich bereits anschickte, schlafen zu gehen, malte noch mit letzter Kraft einen Regenbogen, der bis auf den Gipfel des Berges reichte. Da sagte der Mann zu sich:

„Ich werde auf den Regenbogen klettern, denn je höher ich steige, um so besseren Ausblick habe ich." Er stieg immer höher und merkte zu spät, daß der Regenbogen bereits verblaßte. Schon drohte er zu stürzen.

Da sauste ein Sputnik heran. „Spring auf meinen Rücken", schrie er dem Manne zu. Der tat in seiner Angst, wie ihm geheißen wurde – und kam erst wieder zu sich, als er auf diese abenteuerliche Art die Erde fast zur Hälfte umkreist hatte. Der Sputnik aber rief: „Tüt – tüt – so ein Unsinn, tüt – tüt, auf einen Regenbogen zu steigen. Was wäre geschehen, wenn ich hier nicht vorübergekommen wäre, tüt – tüt! Dabei bin ich gar nicht auf Personentransporte eingestellt. Ich werde mich zu verantworten haben."

Der Mann erholte sich langsam von seinem Schreck. Er sah von seinem Gefährt aus, daß die Erde wirklich eine große runde Kugel war, bald lichtüberflutet, bald in finstere Nacht getaucht. Er konnte sich kaum satt sehen an dem Spiel der Farben, an den Landschaften, die in bunter Folge wechselten. Der Sputnik erklärte mit viel tüt – tüt, was sein Passagier wissen wollte.

Die Ostsee konnte er mit einem Blick überschauen, wie wunderbar! Gebirge gab es zu sehen, deren Gipfel mit Eis und Schnee bedeckt im Sonnenlicht funkelten. Und dazwischen Städte, große und kleine, mächtige Fabriken, die ihre Schornsteine hoch und stolz in den Himmel reckten. Der Sputnik deutete darauf und rief: „Das ist das Werk von vielen fleißigen Menschen, wie auch ich ihr Werk bin! Lange wird es nicht mehr dauern, dann wird, was Menschen gemeinsam schaffen, auch ihr gemeinsames Eigentum sein. So wie bei mir zu Hause. Dort halten alle zusammen, keiner will abseits stehen."

Abseits stehen? Das gab dem Mann einen Stich ins Herz, und plötzlich fiel ihm sein Dorf ein und das Schaf, welches er hatte suchen wollen. Als er daran dachte, daß er wegen eines Hammelbratens sein Leben riskiert hatte, kam ihm das so komisch vor, daß er zu lachen begann. Er lachte. Lachte so sehr, daß er den Halt verlor und hinab auf die Erde zurückfiel, wo er mit einem kräftigen „Hatschi" erwachte. Er rieb sich die Augen und wußte nicht, ob er die wunderbare Reise geträumt oder wirklich erlebt hatte. Die aufgehende Sonne verhieß einen schönen Tag und gab dem Manne, der nach der mühevollen Suche auf dem Berge eingeschlafen war, einen guten Gedanken ein. Er lief ins Dorf zurück und grüßte freundlich nach allen Seiten, so daß die Leute sich nicht genug wundern konnten. Er fragte nach seinem Schaf und erfuhr, daß es mit der Herde des Schäfers gelaufen sei.

„Soll es nur dort bleiben!" antwortete der Mann, „und wenn ihr noch Hilfe bei der Arbeit braucht, ich mache mit."

Warum sich aber das Leben für beide so verändert hatte, war des Mannes Geheimnis, und außer euch weiß es keiner.

Zeichnung: K. Fischer



2 · 15 = 20?

Diese Gleichung haut Rechenkünstler vom Stuhl. Wer 15mal dabei ist, entdeckt die Lösung!

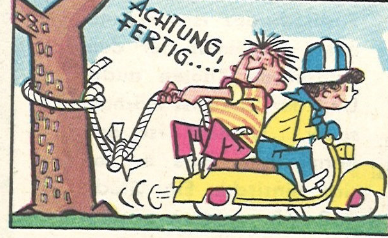
So popelig, wie Tüte meinte, war der Spreewaldauftrag nicht! Das hat der Dicke am eigenen Leibe verspürt. Aber großartig war die Kahnfahrt mit der Panzerschen »Wasserschnecke«! Trotz Gänsehaut und Tütes unerlaubtem Stabhochsprungversuch. Wie ihr seht, sind wir wieder auf Fahrt. Klar, daß es diesmal genauso klappen wird wie sonst. Oder?

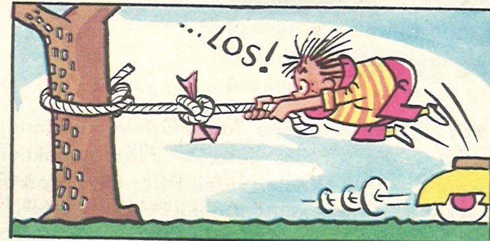
FRÖSI im Knoten des Strickes!

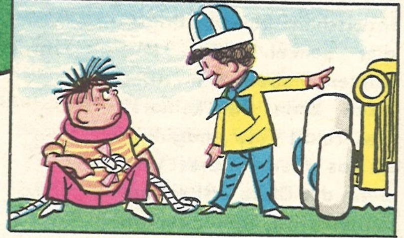
Achtung Mädchen! Achtung Tüte! Entziffert Anweisung in Knotenschrift nach der Tabelle links unten!

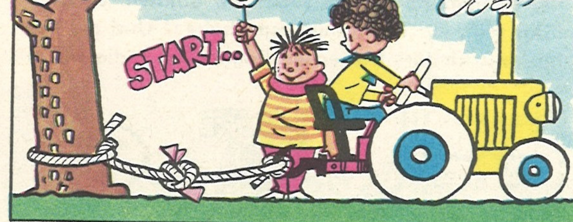






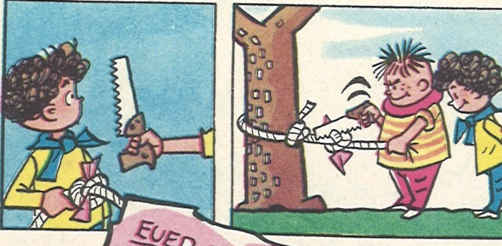


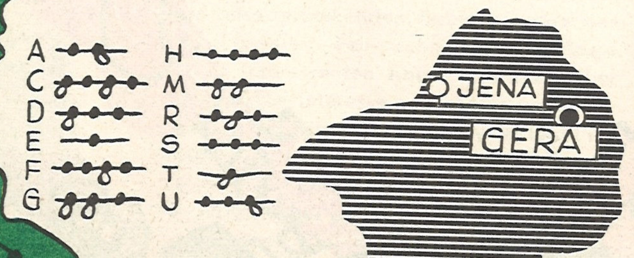
















Bangemachen gilt nicht!

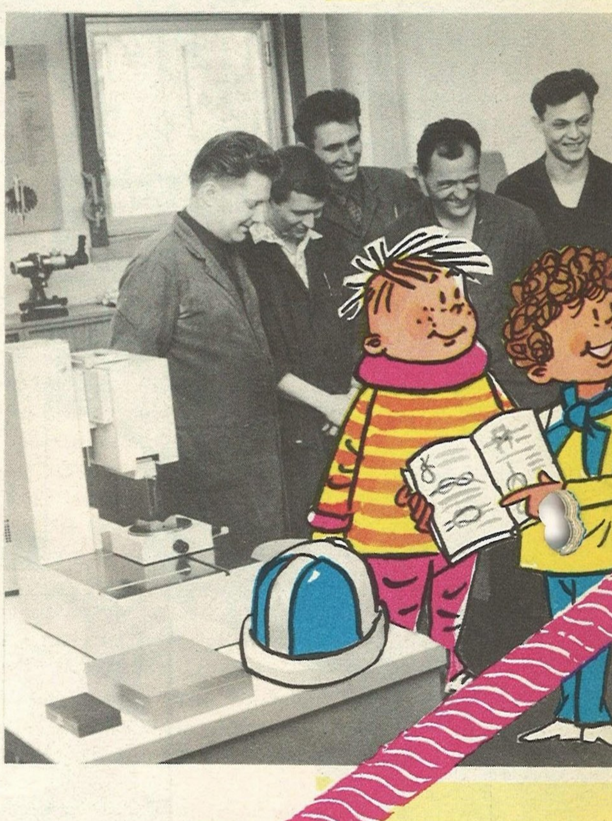
Der Dicke hat sich zu Beginn unserer Tour mächtig die Hände gerieben. „Diesmal legen wir die gesamte ‚Frösi'-Redaktion aufs Kreuz", griente er listig. „Knoten lösen heißt nicht, daß er unbedingt aufgeknotet werden muß! Kapiert?" Klar hatte ich kapiert. Und als der Dicke seinen „Knoten-Handwerkskasten" fertig machte, bewunderte ich ihn sogar ein bißchen. Es kann noch so knifflig sein, nur Ideen muß man haben! Und die hat Tüte doch hin und wieder! Die ersten Ermittlungen, die wir in Jena an der Oberschule Nord durchführten, waren nicht gerade die besten. Klaus-Peter hatte nämlich den Knoten nicht! Beim VEB Carl Zeiss Jena befindet sich der „Unlösbare", meinte er freundlich.



Panne im Empfang

Mit Vollgas sausten wir zum Forschungshochhaus. Endlich sind wir dicht am Ziel! Die Brigade „VI. Parteitag" hat den Knoten! „Vorsicht, Tüte!" Frau Trenkmann vom Empfang ist mächtig mißtrauisch. Tatsache, ich habe nicht gewußt, daß der Dicke ein so unschuldiges Gesicht aufsetzen kann. Bloß schnell weg hier! Unser Werkzeug ... Zu spät! Der Fuchsschwanz ist hin und unser Geheimtip für den unlösbaren Knoten auch! Und der Dicke ist mächtig sauer. „Unfair!" ist das harmloseste, was er vor sich hinzischt. Ein Glück, daß wir unseren dicken Wälzer behalten durften. Inzwischen kommt Brigadier Senkel. „Klar, den Knoten haben wir. Aber lösen kann ihn keiner!" Das reicht Tüte endgültig. So was Überhebliches! Und wenn der Dicke erst einmal vergnatzt ist, kann man ihn schwer wieder für eine Sache begeistern. Ihr wißt, ich habe schon einiges mit ihm erlebt. Aber recht hat er. Der Brigadier hat wohl noch keine richtigen „Knotenentwirrer" gesehen. Also







Zeichnungen: R.l
Fotos: H. Glocke
Text: H.-U. Lüde

…r mit dem Knoten, das seemännische …andbuch wird uns schon beistehen! Bei …esen Worten merke ich, wie mein Dicker …fängt, den Spurenruderblick zu schärfen. …Die sollen was erleben!" brummt er ener…sch vor sich hin.

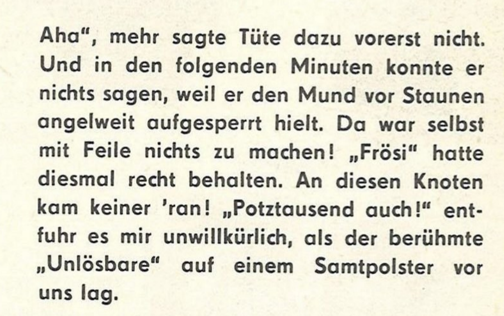
…ande mit Knoten besiegelt!

…as ihr jetzt glaubt, ist nicht. Die Brigade …zählte keine Kriminalstory, sondern über …re Freundschaft mit den Arbeitern aus …m Kirow-Werk in Leningrad: „Im Jahre …67 weilte der Genosse Leonid Breshnew … Jena. In unserer Freizeit hatten wir vor…r ein großes Werkzeugmikroskop ge…stelt und schenkten es dem Genossen …eshnew. Er lud die Brigade ‚VI. Parteitag' …, in die Sowjetunion zu kommen. Ihr werdet euch vorstellen, wie wir uns gefreut haben", erzählte Brigadier Senkel.

„Und der Knoten? Was hat das alles mit dem zu tun?" platzte Tüte einfach dazwischen. Am liebsten hätte ich ihm für diese Unhöflichkeit einen Rippentriller verpaßt. Der lernt es einfach nie, sich anständig zu betragen.

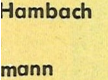
Ein Knoten platzt (bei uns)!

Aber die Großen ließen sich nicht stören. Ein Glück, Tüte fiel auch nicht mehr aus der Rolle. Er durfte nämlich zusehen, wie so ein „übergenaues" Meßgerät zusammengesetzt wird. „Die haben ja beinahe goldene Hände", flüsterte der Dicke ehrfürchtig, als er die Kollegen Erler und Venth beobachtete.





4



Kein Wunder, der erste hat das Abitur nachgeholt und will Arzt werden, der zweite, Kollege Venth, ist leidenschaftlicher Bastler. Überhaupt sind fast alle Hobbys in der Brigade zu Hause. Männerchor, Kameramann, Maler, Fußballer, Kleingärtner und Briefmarkensammler sind einige Steckenpferde, die in der Freizeit „geritten" werden. Aber stop! Jetzt ist wieder vom geheimnisvollen Knoten die Rede!

„Also der Knoten", fuhr Brigadier Senkel fort. „Er ist in einem besonderen Verfahren hergestellt. Dieses ist ein seit Jahrzehnten streng gehütetes Geheimnis, auch heute wissen nur wenige davon. Die Kirow-Werker haben uns diesen Knoten bei unserem Besuch geschenkt. Er ist der zweite dieser Art, der auf der Welt existiert. Als wir von unserer Reise zurückkehrten, haben wir als erstes mit unserer Feinmechaniker-Patenklasse einen interessanten Abend gestaltet. Aber das größte Interesse zog dieser unlösbare Knoten auf sich." Ich geriet wieder leicht ins Schwitzen. Beim Wort „unlösbar" legte der Dicke schon wieder ganz gefährlich die Stirn in Falten. Aber gerade rechtzeitig riß er sich zusammen. „Der Knoten ist also unlösbar. Aha", mehr sagte Tüte dazu vorerst nicht. Und in den folgenden Minuten konnte er nichts sagen, weil er den Mund vor Staunen angelweit aufgesperrt hielt. Da war selbst mit Feile nichts zu machen! „Frösi" hatte diesmal recht behalten. An diesen Knoten kam keiner 'ran! „Potztausend auch!" entfuhr es mir unwillkürlich, als der berühmte „Unlösbare" auf einem Samtpolster vor uns lag.



5

6

…Hambach

…mann

H. Rüdiger
R. Bellert
J. Senkel
W. Schmieger
G. Veidt

BRIGADE VI. PARTEITAG

ZEISS
CARL ZEISS JENA

Mäxchen
Tüte

CARL ZEISS JENA

B. Kreuder
B. Knote

7

Der Knoten war aus Stahl! Mattglänzender, daumdicker Edelstahl!

Aber keine Bange! Es war diesmal keine Pleite, auch kein Grund zum Ärgern. In Jena haben wir eine tolle „Elfer-Mannschaft" entdeckt, die schon zweimal (!) mit dem Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit" ausgezeichnet wurde. Bestimmt habt ihr zu Hause auch solche Pfundskerle, die immer „auf dem Kien" sind. Von denen können wir allerhand lernen. Tatsache! Bestimmt haben eure scharfen Augen schon die zwei fixen Figuren auf dem Brigadebild entdeckt. Wie wir da „'raufgekommen" sind? Unser Geheimnis. Und wenn sich die Redaktion auf den Kopf stellt! Das ist die kleine Revanche für den 4. Auftrag. Ernst gemeint war der bestimmt nicht! Denn: Ein solcher Freundschafts-Knoten ist für alle Zeiten unlösbar! Das meinen

Mäxchen und Tüte

P. S.*

Wir haben noch viel mehr Interessantes erfahren. Wie i seht, hat der Dicke während der Fahrt noch etwas „heiß" in die Maschine geklappert.

März 1945 zerstörten anglo-amerikanische Bomberverbände große Teile des Zeiss-Werkes. 2373 Pferde- und 134 LKW-Fuhren waren nötig, um den Schutt später wegzuschaffen. Der Schaden betrug ungefähr 65 Millionen Mark!

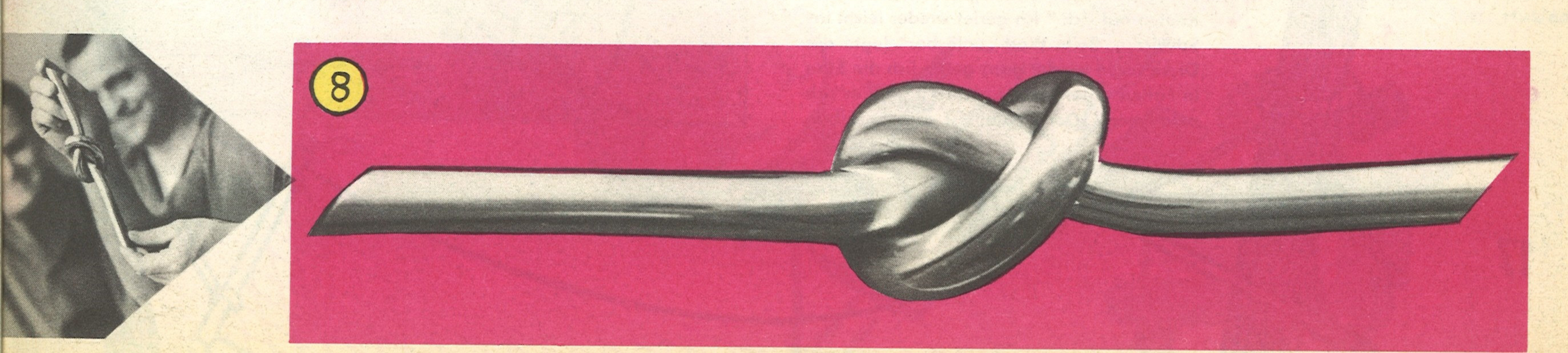
Juni 1945 nahmen die Amerikaner bei ihrem Abzug 180 000 Patentschriften, Zeiss-Spezialmaschinen und Laborausrüstungen mit.

Dezember 1945 erließ Marschall Sokolowski die Anordnung Nr. 6/99-641, die den Wiederaufbau des Zeiss-Werkes befahl!

1965 kämpften 561 Brigaden mit 8920 Mitgliedern um den Titel „Brigade der sozialistischen Arbeit". In 190 Arbeitsgemeinschaften wurde an der Entwicklung neuer Präzisionsgeräte „geknobelt".

Heute sind die 18 000 Zeissianer stolz auf ihre Errungenschaften. Sie haben auch etwas aufzuweisen! Eine neue Poliklinik, Kinderkrippen, ein Kinderkurheim in Bad Sulz zwei Großküchen, die täglich über 7500 Essenportione ausgeben. Bis heute wurden in aller Welt über 45 Groß- und 200 Kleinplanetarien geliefert. Von Toronto (Kanada) bis Akashi (Japan), von Colombo (Ceylon) bis nach Leningrad reichen die Verbindungen. Sportliches Zentrum im Fußball ist der FC Carl Zeiss Jena, der Deutsche Meister des Jahres 1968. Von den Werksangehörigen treiben mehr als 4000 regelmäßig Sport, über 1000 Zeissianer haben ihre Heimstätte im Volkshaus, wo das Betriebsfilmstudio, die Puppenbühne, die Volkssternwarte Urania, die Lautengilde, das Akkordion- und Schrammelorchester und andere Arbeitsgemeinschaften zu Hause sind.

* Postskriptum bedeutet Nachschrift



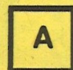
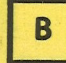
HÄNDE HOCH – WER'S WEISS!

Am 19. November 1846 gründete Carl Zeiss eine feinmechanisch-optische Werkstatt in Jena. Heute ist der VEB Carl Zeiss Jena der größte Betrieb seiner Art in Europa. Fast 90% aller Produkte tragen das Gütezeichen Q! Einmalig ist, daß ein Gerät im Metall pro Millimeter 120 Rillen in einem Abstand von 0,000007 Millimeter ritzt! Dieser weltbekannte Betrieb produziert Mikroskope, Ferngläser, Lupen, Ultraschallgeräte, Raumflugplanetarien und Vermessungsgeräte. Das Nationale Olympische Komitee der DDR besteht seit 1951 und sichert die Teilnahme der besten Sportler unserer Republik an den Olympischen Spielen. Es wurde auf dem 50. Kongreß des IOC 1955 anerkannt. Der Chef de Mission ist der Organisator und Repräsentant einer Olympiamannschaft.

Letzter Einsendetermin 15. November 1968

Jede richtige Antwort gewinnt!

1. FRAGE:

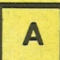
Mit welchem Zeiss-Gerät ist es möglich, von Jena aus den Lichtschein einer Kerze in Tokio zu fotografieren (ohne Erdkrümmung)

- A Exakta Varex spezial
- B 2-m-Spiegelteleskop
- C Luftbildumzeichner

2. FRAGE:

Wer ist der Präsident des NOK der Deutschen Demokratischen Republik?

- A Manfred Ewald
- B Alfred Heil
- C Heinz Schöbel





Kreuzt den Buchstaben an, der zur richtigen Antwort gehört. Die angekreuzten Ecken von beiden Fragen ausschneiden. Schickt die aufgeklebten Lösungsecken an die Redaktion „Frösi", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31.



Zeichnung: O. Sperling

MANNE CONTRA MUSKELKATER!



Text und Foto: M. Dressel



Mammut per Expreß

Das Jahr 1901 bescherte der zoologisch interessierten Welt einen fast unglaublichen Fund. Der Jakutsker Gouverneur hatte der Leningrader Akademie den Fund einer gut erhaltenen Mammutleiche am Fluß Beresowka in Sibirien gemeldet.
Unter der Leitung des Zoologen Otto Herz, der damals das Akademiemuseum in Petersburg verwaltete, machte sich wenige Wochen nach der Meldung eine Expedition auf die beschwerliche Reise, um diesen wertvollen Fund zu bergen.
Einer der kältesten Orte unserer Erde wurde zum Ausgangspunkt der Expedition: Werchojansk, wo das Thermometer im Winter bis auf 60 Grad minus sinkt. Von diesem Ort aus mußten 2000 Werst auf Pferderücken zurückgelegt werden, in einer Gegend, wo man auf Strecken von 300 Werst kaum einen Menschen traf.
Vom Ort Sredne Kolimsk waren es noch immer runde 360 Werst bis zum Mammut. Aus diesem Ort stammte ein Stoßzahn des Mammuts, den ein Bauer an einen Händler verkauft hatte.
Der Stoßzahn wog fast einen halben Zentner! Verbissen kämpften die Wissenschaftler gegen Regen, Schnee und Kälteeinbrüche, bevor sie endlich nach fast einem halben Jahr am Grabe des Mammuts standen. In großer Eile begannen die Bergungsarbeiten. Der Kopf des Tieres war stark zerstört – Raubtiere hatten die Haut und Weichteile abgefressen. Trotzdem gab es eine nicht erwartete Überraschung: zwischen den Mammutzähnen befanden sich noch Nahrungsreste! In seinem Magen wurden dann weitere 15 Kilogramm Nahrung gefunden.
Beim Abschneiden der Gliedmaßen zeigte sich rotes, gefrorenes Fleisch, das die Hunde mit großem Behagen fraßen.
Lange zögerten die Expeditionsteilnehmer, selbst einen Original-Mammutbraten zu verspeisen. Doch letztlich verzichteten sie auf diese einmalige Mahlzeit.
Neun Zentimeter dick war die durchgehende Fettschicht an der Mammuthaut, ein beachtlicher Wärmespeicher! Sogar Blut dieses Urtiers konnte abgezapft und konserviert werden. Dann trat das Eiszeittier, in Ledersäcken verpackt, den Weg nach Irkutsk an. Von dort fuhr es mit dem Expreßzug nach dem damaligen Petersburg. Ein Mammut im Zug, das war eine Weltsensation! Obwohl niemand mehr das Mammut sehen konnte, versammelten sich an den Bahnstationen viele Menschen. Viele wollten das Tier sehen und konnten den Erklärungen keinen Glauben schenken, daß der Tierleib in Säcken verpackt sei. Ganze zehn Monate hatten die Wissenschaftler für die Bergung des Tierkadavers gebraucht.
Im Zoologischen Museum in Leningrad sitzt so, wie es gefunden wurde, in einem Glashaus, ausgestopft, das mittelgroße Mammutmännchen. Mit diesem Mammut ist das herrliche Museum zu einem einzigartigen, Jahrtausende überbrückenden Zoo geworden, der seinesgleichen auf der Welt sucht.

(Werst: 1066,78 m)



Ein Tusch für unsere Republik

Wie die Bilder eines Filmstreifens reihen sich Daten und Taten der neunzehnjährigen Geschichte unserer Republik aneinander.

Riesige Industrieanlagen, wie das Erdölverarbeitungswerk Schwedt, das Kombinat Schwarze Pumpe, die petrolchemische Großanlage in Leuna II entstanden. Sie wuchsen unter den Händen der arbeitenden Menschen, den Herren unserer Republik, des ersten deutschen Arbeiter-und-Bauern-Staates.
Verfolgen wir einige Daten und Taten aus den ersten Tagen der Geschichte der DDR. Halten wir Rückblick.

Daten und Taten aus der Geschichte der DDR

7. Oktober 1949
Die DDR wird gegründet. Der Deutsche Volksrat wird zur Provisorischen Volkskammer umgebildet. Otto Grotewohl wird zum Ministerpräsidenten, Johannes Dieckmann zum Präsidenten der Volkskammer gewählt.

10. Oktober 1949
Die Regierung der UdSSR überträgt die Verwaltungsfunktionen der sowjetischen Militäradministration auf die Dienststellen der Provisorischen Regierung der DDR. Die sowjetische Kontrollkommission wird gebildet.

11. Oktober 1949
Die Provisorische Volkskammer und die Provisorische Länderkammer der DDR wählen den Vorsitzenden der SED, Wilhelm Pieck, einstimmig zum Präsidenten der DDR.

15. Oktober 1949
Die Regierung der UdSSR beschließt den Austausch diplomatischer Missionen mit der DDR.

17. – 25. Oktober 1949
Die DDR wird durch die Regierungen der Volksrepubliken Albanien, Bulgarien, China, Korea, Polen, Rumänien, Ungarn und der Tschechoslowakischen Republik anerkannt.

5. November 1949
Der Ministerrat der DDR beschließt die Nationalhymne der DDR.

3. November 1949
Der Ministerrat der DDR beschließt Maßnahmen zur Erhöhung der Renten und der Lebensmittelrationen.

15. Februar 1950
In Brandenburg (Havel) wird der Grundstein für das erste große Stahl- und Walzwerk der DDR gelegt.

23. April 1950
Der Dreher Erich Wirth entwickelt im Sachsenwerk Radeberg nach sowjetischem Vorbild ein Schnellverfahren für Dreharbeiten.

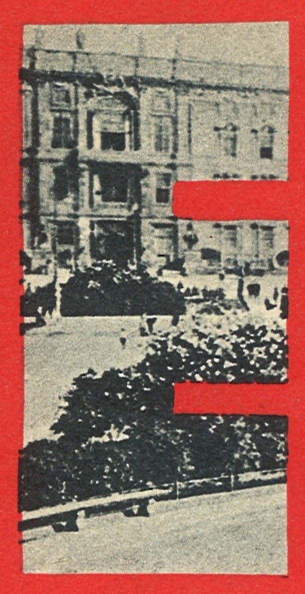
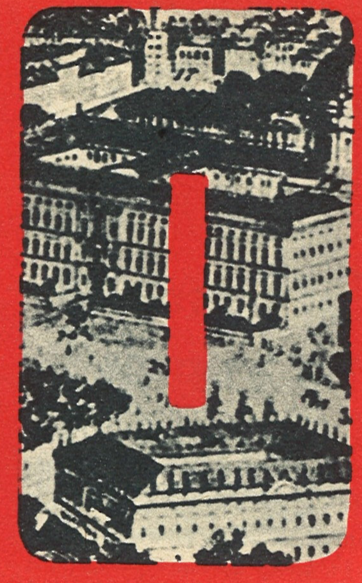
17. Juni 1950
Der Stellvertreter des Ministerpräsidenten, Walter Ulbricht, legt den Grundstein für die Talsperre Sosa.

16. Juli 1952
Die Pionierrepublik am Werbellinsee wird von Wilhelm Pieck und Otto Nuschke feierlich eröffnet.

13. Juli 1954
Die Weberin Frieda Hockauf übererfüllt ihre Selbstverpflichtung, 15 m Stoff erster Qualität über den Plan zu weben. Sie erreichte bis Schichtwechsel sogar 16 m.

Mehr Daten und Taten erfahrt Ihr in Heft 1/1969!

Zeichnung: Schwalme

EOSANDER PORTAL

Augenblicke aus der Geschichte eines Balkons








1958 tagte der V. Parteitag der Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Einer seiner Beschlüsse lautete: Das Herz von Berlin soll so gestaltet werden, daß es die große Geschichte der deutschen Arbeiterbewegung in junger Erinnerung erhält. Der Auftrag ging an die Architekten und Historiker. Da kam auch die Zeit für den Eosander-Balkon.

1848 stand auf ihm ein König, den die Macht des Volkes gezwungen hatte, vor den Toten der Märzrevolution, zu deren Mördern auch dieser König zählte, den Hut zu ziehen. Zu den Füßen des Balkons hatten um 1720 die ersten Kartoffeln auf europäischem Boden als Zierpflanzen geblüht, weil keiner mit ihnen etwas anzufangen wußte. Hier hatten zwei Jahrhunderte später Berliner Arbeiter um ein menschenwürdiges Leben mit ausreichendem Essen gestreikt. Hier verteidigten 1919 die Matrosen der Volksmarinedivision Errungenschaften der Revolution mit ihrem Blut. Aber erst reichlich zweieinhalb Jahrzehnte später sollte das Portal endgültig in die Hände der Arbeiterklasse übergehen.

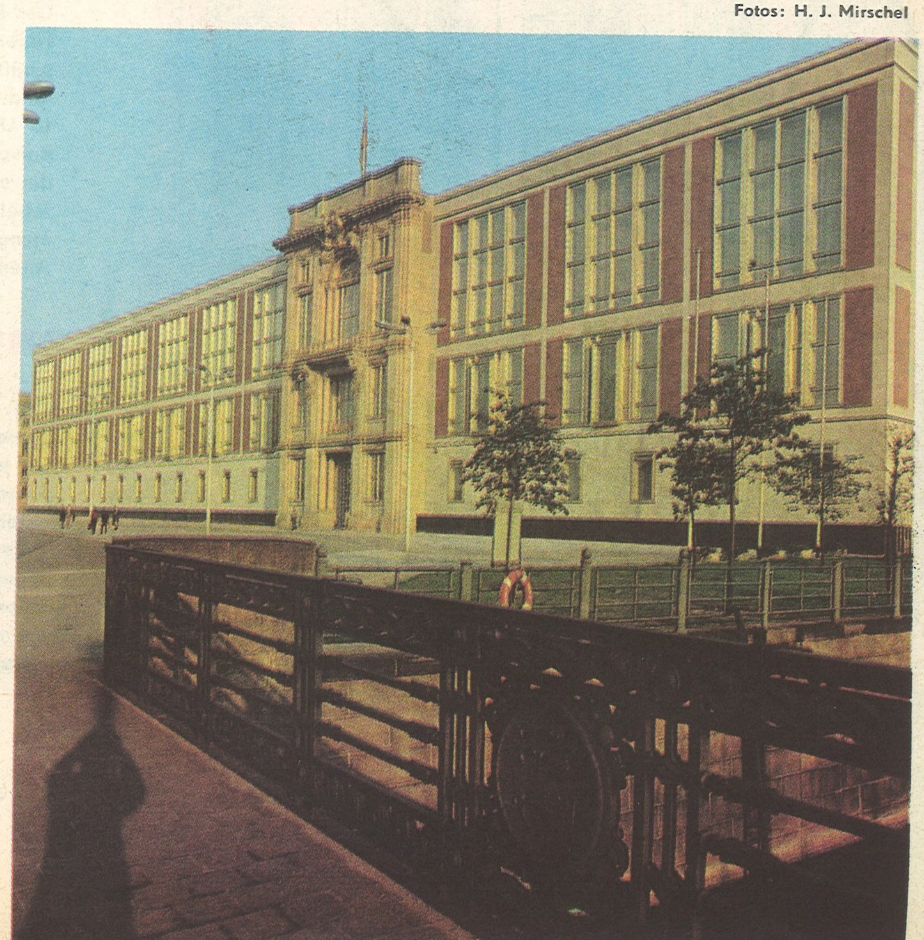
Zweimal Geburtstag

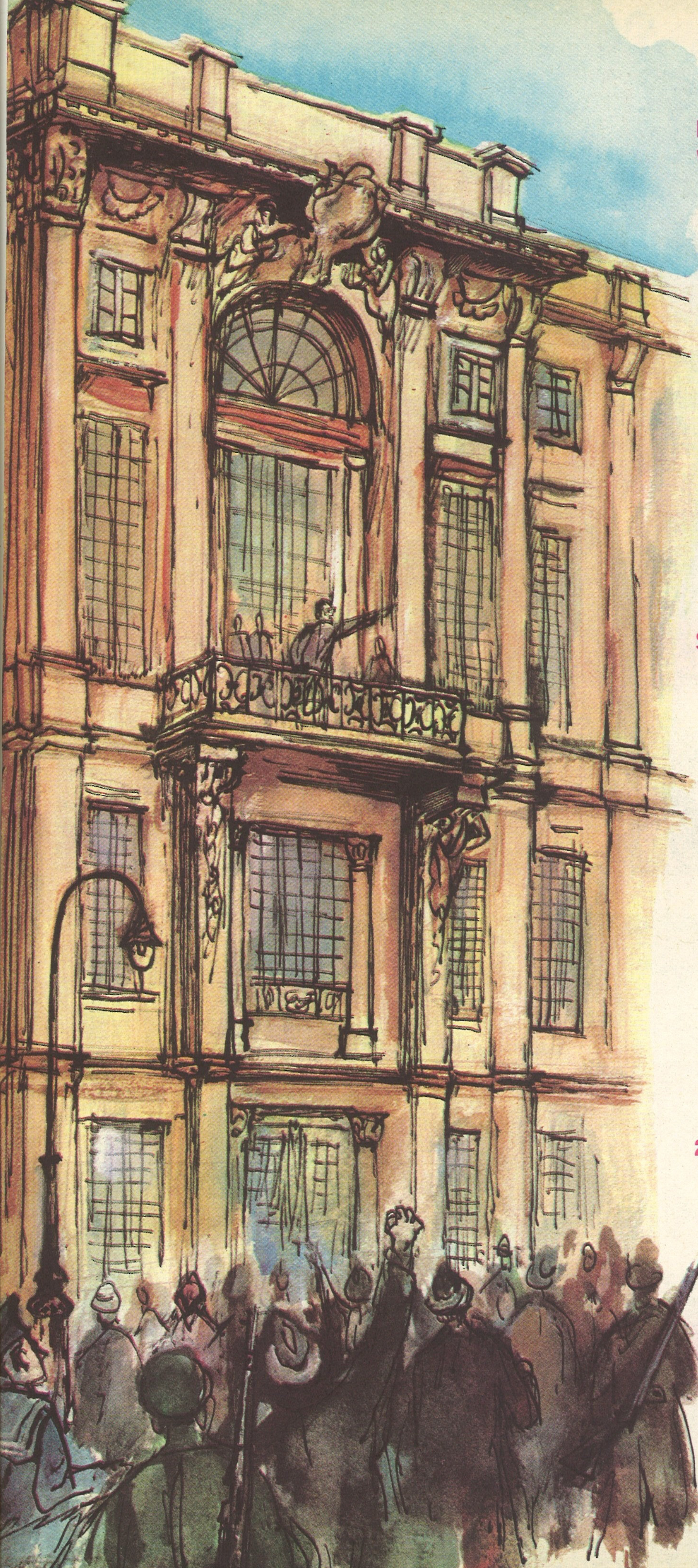
Am 26. April 1961 herrscht eine leichte Aufregung im Roten Rathaus von Berlin. Der Magistrat tagt. Schon am nächsten Tag geht einer seiner Beschlüsse durch die Zeitungen:

Das neu zu erbauende Staatsratsgebäude wird mit dem historischen Portal geschmückt. An seinem 250. Geburtstag leuchten zwei Jahreszahlen vom restaurierten Portal: 1713 und 1963

Fotos: H. J. Mirschel

Der Staatsrat hat seinen Sitz in Berlin. Das weiß jeder. Kommt man über den Marx-Engels-Platz, fällt einem das neue Gebäude schon von weitem auf. Das Staatsratsgebäude hat eine Besonderheit: Der Balkon stammt vom alten kaiserlichen Schloß. Und mit diesem Balkon hat es seine Bewandtnis. Von ihm verkündete Karl Liebknecht im Jahre 1918 die sozialistische Republik ... Doch das weiß auch jeder, der sich in der Geschichte auskennt ...
Aber was hat der Balkon noch erlebt?





Ein Schmuckstück wird geboren

Vor rund 250 Jahren übergab der schwedische Baumeister des preußischen Königs eine dicke Rolle an die Steinmetzen. Johann Friedrich von Eosander hatte lange Zeit daran gesessen, um die Entwürfe für ein würdiges Portal am Westteil des Schlosses fertigzustellen. 20 Meter breit, 40 Meter hoch, im Stil des Barock – all das auf das genaueste dargestellt, barg die dicke Rolle. Die Namen der Steinmetzen aufzuschreiben, die nun ans Werk gingen, hielten die Geschichtsschreiber Seiner Majestät des Königs von Preußen nicht für nötig. Dennoch schufen sie nach den Entwürfen ein Schmuckstück – und einen Balkon der Geschichte.

Schloß ohne Schlösser

1918 – Revolution in Deutschland. Aufruf zum Generalstreik und bewaffneten Aufstand durch die Führer der Spartakusgruppe und andere fortschrittliche Kräfte. Am 9. November stieß die Spitze eines gewaltigen Demonstrationszuges auf das Berliner Schloß. In den Mittagsstunden war die Stadt in den Händen der revolutionären Arbeiter und Soldaten. Der Kaiser Wilhelm II. – schon seit Tagen mit dem Kofferpacken beschäftigt – zog es vor, sich nach Holland in Sicherheit zu bringen. Gegen 16 Uhr betritt Karl Liebknecht den Balkon des Portals, das einst Eosander entwarf. Er verkündet unter dem Jubel der unabsehbaren Menschenmenge die Errichtung einer sozialistischen Republik Deutschland.

200 000 vor dem Portal

Der Kaiser war gegangen. Seine Generale aber hatten für den Kaiser und seine „armen" Fürsten den Antrag auf Entschädigung für ihre enteigneten Reichtümer gestellt. In vielen Städten, so auch in Berlin, versammelten sich Tausende von Menschen, die nicht einmal Arbeit hatten, um menschliche Arbeitsbedingungen kämpfen mußten und hungerten. Sie forderten von der Regierung einen Volksentscheid für die entschädigungslose Enteignung der Fürsten. Am 27. Januar 1926 demonstrierten 200 000 Berliner vor dem historischen Portal im Lustgarten. Sie forderten: „Dem Volke die Schlösser!" „Keinen Pfennig den Fürsten, sie sollen stempeln gehn!"

Bomben auf Balkons

Trotz aller Bemühungen war es der KPD nicht gelungen, die Arbeiterklasse zu einen und sie damit stark gegen die faschistische Gefahr zu machen. Der Faschismus brach über die Menschen herein, mit ihm Tod, Krieg, Zerstörung. An einem Wintertag im Februar 1945 gingen – wie vorher und nachher Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser, Museen – die Gebäude des Schlosses in Flammen auf, ein großer Teil wurde durch Bomben völlig zerstört.

Zeit für Eosander

Sommer 1945: In einem Teil Deutschlands, der damaligen sowjetisch besetzten Zone, beginnt das große Aufräumen mit der Vergangenheit. Die Arbeiterklasse hat gelernt: Ihre Parteien vereinen sich ein Jahr später zur Sozialistischen Einheitspartei Deutschlands. Die Generale und alle, die mit ihnen paktierten, die Monopolherren, die Großgrundbesitzer – sie mußten ohne Entschädigung gehen. Aufgeräumt wurden auch die Trümmer – Wohnungen, Schulen, Krankenhäuser entstanden. Das Portal wurde aus den Trümmern des Schlosses geholt und sorgfältig beiseite gestellt.

●

Das Portal hat noch viel zu erwarten: historische Augenblicke unserer Geschichte. Einen davon erleben wir in diesen Tagen: 9. November 1968 – den 50. Jahrestag der Novemberrevolution. Wieder werden viele Blicke zum Balkon hinaufgehen. Sie gehören den Erben des Manifestes, den Revolutionären von heute, die dieses Portal hüten und bewahren, wie das Andenken an die Helden der Arbeiterklasse und die Lehren der Geschichte.

Zeichnung: H. Betcke



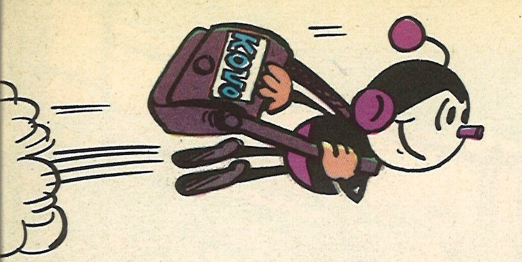
Ich trage eine Fahne

Text: Helmut Hauptmann   Musik: Eberhard Schmidt



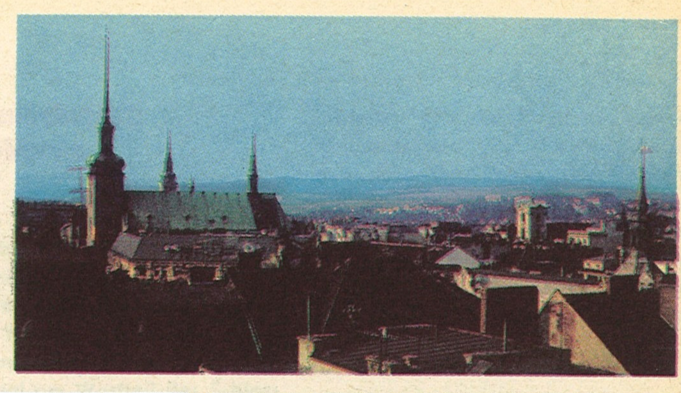
Ich trage eine Fahne,
das Rot der Arbeitermacht.
Es hat die Arbeiterfahne
bei Nacht mein Vater bewacht.
Und hat sie mir früh übergeben,
als Morgenrot stieg empor;
daß wir sie zur Sonne heben
bei Tag, den der Kampf beschwor.

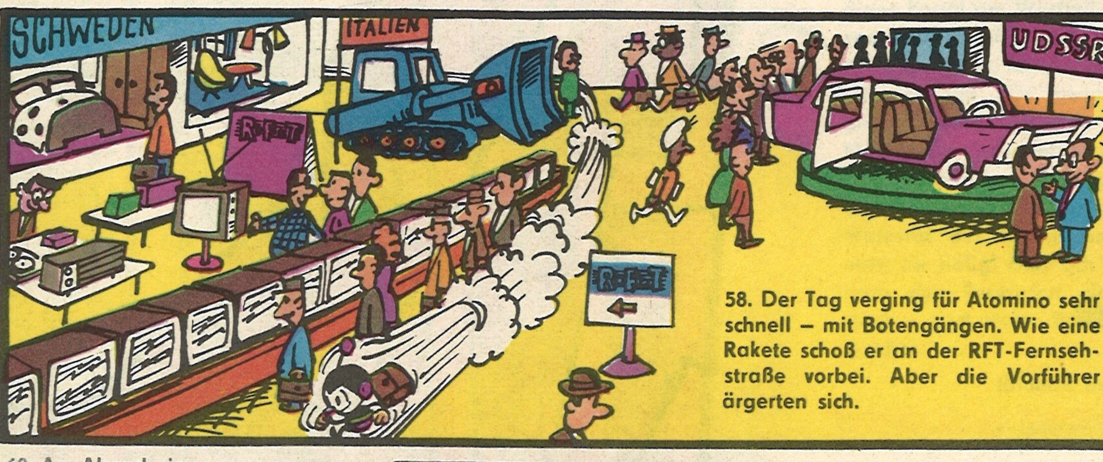
Ich trage eine Fahne,
und diese Fahne ist rot.
Es ist die Arbeiterfahne,
die uns die Einheit gebot.
Sie hat unsre Väter begleitet
durch Hader und Nacht und Krieg.
Drum vorwärts, ihr Söhne! Erstreitet
zu Ende den großen Sieg.

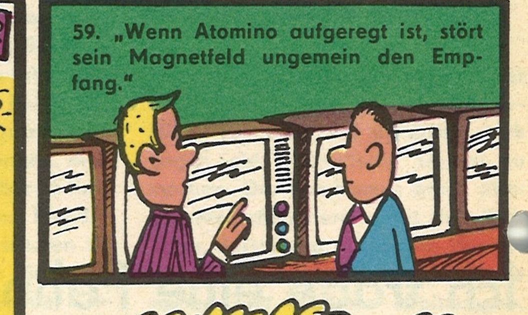


VOM BALKAN BIS ZUM BAIKALSEE

57. Was für ein toller Luftblitztelegrammbote war doch Atomino! Alle auf der Messe in Brno hatten davon gehört, denn in dem Telegramm für KOVO stand, daß morgen ein bulgarischer Fernsehreporter kommt, der auch alle anderen Stände besuchen will.







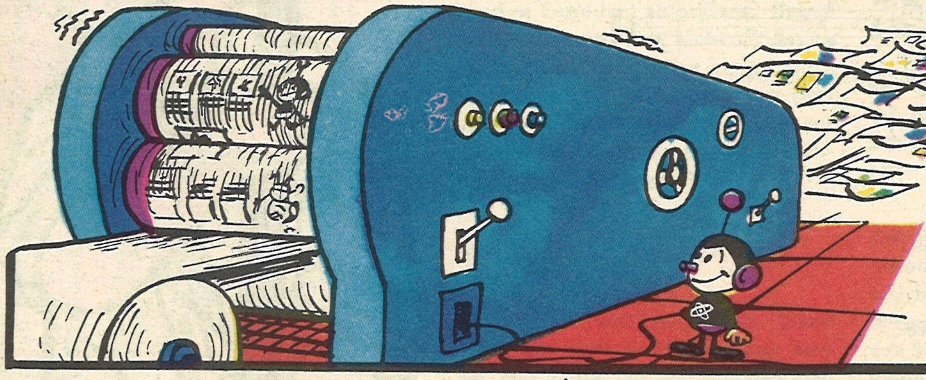




Schnell schrieb Atomino seine Prager Abzeichengeschichte auf, zeichnete die Bilder dazu und bereitete alles für den Druck vor. Er freute sich schon auf die fertigen Hefte. So ein Atomino-Minimagazin hatte es auf der Messe in Brno noch nicht gegeben!







63. Der Strom war abgestellt, aber das störte Atomino nicht. Er brachte die Maschine mit seiner Energie auf Hochtouren.





65. Der Nachtwächter konnte nicht schimpfen. Ein Tausendsassa, der Atomino! Aber er verstößt gegen die Messeordnung.



GEORG W. PIJET

Als die Trauben süßer wurden ...

Mit hochrotem Gesicht kam der Neubauer Wilhelm Pahl vom Feld herein, pflockte die müde hinter ihm her trottende Kuh am Feldrain fest und polterte böse brummelnd über die ausgelegten Steine bis zum offenstehenden Küchenfenster. Seine Frau Berni brauchte nicht erst zu fragen, was ihn vom Feld weggetrieben hatte. Das zerbrochene Scharmesser in seiner Hand verriet ihr alles. „Aus ist's. Verdammter Schietkram", machte Pahl seinem Herzen Luft. Das abgebrochene Scharmesser flog in die Ecke. „Womit pflüge ich jetzt? Mit den Händen? Die verdammten Steine. Daß ich grad hierher kommen mußte. Überall gibt's genug Land, aber ich mußte mir gerade das hier aufhängen lassen. Nichts als Steine. Wo soll da Platz für Korn und Rüben sein?" Pahl stampfte ärgerlich in der Küche auf und ab.

„Vielleicht kann dir Nachbar Boll aushelfen." Mehr wußte die Frau nicht zu raten.

Der Hunger hatte sie, wie so viele, nach Dornwitsch getrieben, aber nicht um zu hamstern waren sie hergekommen, sondern um ehrlich zu arbeiten. Zum Tauschen besaßen Pahls sowieso nichts, seit sie in der Stadt ausgebombt waren. Er war ein guter Schlosser gewesen. Nun stand er seit ein paar Monaten auf diesem Boden, der ihm nach der Bodenreform übergeben worden war. Die Freude darüber kam ihm erst, seitdem sie ins kleine Siedlungshaus ziehen durften, wozu Pahls bienenfleißig Steine und Mörtel herangetragen hatten.

Jetzt endlich spürte Pahl wieder Sicherheit unter den Beinen. Gewiß, noch waren sie fremd im Dorfe, von den Einheimischen mißtrauisch begafft. Aber da er nicht der einzige Neue war, glaubte er, daß sie alle zusammen sich schon durchsetzen könnten – vor allem gegen die paar Großbauern, die einen deutlichen Trennungsstrich zwischen sich und die Neusiedler zogen. „Armeleutebauern", „Dreckssiedler" und sogar „Diebsbauern" hieß man sie und streute diese Worte unter die Leute, um sie wie Aussätzige von den „Alten" zu isolieren. Das merkten die Neuen dann auch bald, wenn im Konsum für sie diese und jene Ware nicht zu haben war. Da wurde den Pahls bald klar, daß es mehr Steine beiseite zu räumen galt als nur die paar auf ihrem Acker. Selbst der zwölfjährige Horst und die dreizehnjährige Monika bekamen die Gehässigkeiten der Großbauernkinder zu spüren. Unbemerkt flog ihnen ein Stein ins Kreuz, oder jemand goß ihnen, nur so zum Spaß, die Tinte übers Heft. Aber die Kinder jammerten den Eltern nichts vor. Sie schlossen sich mit anderen Siedlerkindern zusammen, mit Rudi Boll und Gustav Schwalbe.

Pflug und Egge, ein paar Spaten und Rechen, eine Kuh zum Milchgeben und Ziehen – das war Pahls ganzer Besitz. Hohnlächelnd klapperten die Großbauern auf ihren Treckern vorbei und blickten auf sie herab, als wollten sie sagen: Euch kriegen wir schon noch klein. Ein Jahr Schinderei, und wir haben euch aus Dornwitsch rausgeekelt. Daran dachte Pahl, als er so dastand und die zerbrochene Pflugschar betrachtete.

„Der Boll. Woher soll der's schon haben. Hat nicht mehr als wir", erwiderte er, aber dann nahm er doch das gebrochene Eisen auf und ging zu ihm hinüber. Er traf ihn beim Dengeln der Sense. „Bist wohl schon mit der Aussaat fertig?" fragte Pahl.

„Längst", bestätigte ihm Boll. „Und du?" fragte er mit einem Blick auf das abgebrochene Messer. „Hast wohl Schaden am Pflug?" „Die Steine", wollte Pahl loswettern, aber Boll unterbrach ihn lebhaft: „Kenne das. Wo ich herkomm' gab's noch mehr", erwiderte er bloß.

„Wie hast denn das so schnell geschafft?" fragte Pahl.

„Nicht mit meiner Kuh. Köllers Trecker hat mir das Land umgerissen." Da ihn Pahl fragend ansah, antwortete er rasch: „Muß schön dafür bluten. Für eine Treckerstunde einen Tag Hilfe bei Köllers Ernte."

„Das ist ein Preis", rechnete Pahl ärgerlich nach.

„Was willst du machen. Die Großen regieren hier im Dorf. Wenn du nicht untergehen willst, mußt du katzbuckeln vor ihnen."

„Ich kann so was nicht", erklärte Pahl entschlossen.

„Hab's auch lernen müssen." Boll wollte weiterdengeln.

„Kannst mir nicht aushelfen mit einem Schareisen?" bat Pahl.

„Nur die ich am Pflug hab'. Und die brauch' ich selber", bedauerte Boll. Auch die anderen Siedler, die Pahl aufsuchte, schüttelten bedauernd die Achseln. Jeder von ihnen brauchte Hilfe genug.

Als Pahl zurückkehrte und die jungen Entchen überzählte, die die braune Glucke über die abgeschorene Wiese lockte, hielt er inne. „Da fehlt doch wieder ein Junges." Die Schläfenadern traten hervor. „Wo steckt bloß der Bengel?! Treibt sich herum, statt aufzupassen. Das dritte ist's jetzt, das uns der Fuchs geholt hat!"

„Er ist im Dorf einkaufen", entschuldigte die Mutter den Jungen. Und Monika ist bei den Pionieren. Da reden sie über Kückenaufzucht."

Pahl wirbelten die Worte im Kopf herum: Einkaufen, Kückenaufzucht, Füchse, Schareisen, Steine. Am Ende stand die Frage: Was tue ich jetzt? Schmeiß' ich alles hin und pack' meine Klamotten?! Soll ich bekennen, daß ich's nicht geschafft habe oder mich beim Großbauern als Knecht verdingen und das Kuschen lernen? „Ich versuch's noch mal in der Schmiede", sagte er, um Zeit zu gewinnen und schob sich den alten rostigen Drahtesel zwischen die Beine. Pedal und Freilauf schrien nach Öl, aber das kam heutzutage in die Pfanne.

Monika band sich das Halstuch fester und hakte sich bei Cläre Herbrich ein. Auch deren Eltern hatten hier gesiedelt. „Fein muß das sein mit den vielen Kücken, aber gleich ein ganzes Haus voll davon? Kannst du dir so was denken, Cläre? So große Ställe bloß für Hühner?" fragte Monika staunend. „Mein Vater hat es erzählt, in der Sowjetunion hat er so was gesehen", antwortete Cläre.

„Ist ja auch ein großes Land, aber mit unserem Stück? Bei uns wird kaum die Kuh richtig satt", überlegte sich Monika.

„Das schaffen die nur, weil sie zusammenhalten", meinte Cläre. „Bei uns ist einer dem anderen sein Teufel."

Sie gaben sich die Hand und trennten sich. Monika erreichte das Ginstergestrüpp. Sie summte vor sich hin. Auf einmal klatschte ihr von der Seite her eine Schaufel Schweinedreck gegen Gesicht und Hals. Die Übeltäter liefen hohnlachend davon. „Feiglinge!" rief Monika ihnen nach und warf einen Stein hinter ihnen her. Sie säuberte ihr Halstuch. „Wartet nur!" drohte sie und lief nach Hause. Auf Mutters Fragen antwortete sie bloß: „Die Köllerbengels." Dann säuberte sie sich gründlich. Im gleichen Augenblick kam Horst durchs Gestrüpp geschossen. Sein Gesicht war verschwitzt. Er stöhnte: „Das ist vielleicht eine Schinderei. Vom Oberfeld haben wir alle abgelesen. Rudi und Gustav haben mir geholfen."

„Hast du dich wenigstens bedankt bei ihnen?"

„Dafür machen sie es nicht. Morgen helf' ich bei Gustav und dann bei Rudi."

„Ist richtig so. Wenn wir uns nicht helfen", sagte Mutter. „Aber so rechte Freude wird Vater nicht daran haben", schränkte sie ein und berichtete dem Jungen von Vaters Mißgeschick und der dritten gestohlenen Ente. „Warum muß die Glucke auch egal weg zum Weiher laufen. Im Gestrüpp schnappt der Fuchs sie weg", schimpfte Horst. „Wo ist Vater hin?"

„Zur Schmiede. Wenn er da auch nichts bekommt ..." Frau Pahl schüttelte wehleidig den Kopf und schneuzte sich betroffen. So mutlos hatte Horst seine Mutter schon lange nicht mehr gesehen. „Das dämliche Schareisen muß doch zu kriegen sein."

„Die Großbauern geben's nicht her, sagt Vater."

„Monika, paß auf die Kücken auf!" rief Horst der Schwester zu. Dann verschwand er im Gebüsch.

Der Schmied war ein Hiesiger, der auf die Großbauern hörte. Wenn ein Neubauer bei ihm vorsprach, ließ der Schmied die Jalousie herunter und brummelte was von Materialmangel und daß er es nicht allein schaffe. Als er Pahl mit seinem zerbrochenen Eisen kommen sah, wandte er ihm demonstrativ den Rücken zu. Wie ein Bettler stand Pahl da und überlegte. „Ich könnt' was helfen. Bin Schlosser, Broger. Verstehe was davon", bot er sich an.

Der Schmied schwieg. Er überlegte im stillen. So einen, der was vom Fach verstand, könnte er wohl bei sich brauchen. Arbeit fiel genug an. Er kehrte sich zu Pahl um und musterte ihn zum erstenmal richtig von oben bis unten. „Verstehst was davon, aber mußt unbedingt Bauer werden. Auf den Fleck verdienst du nicht das Salz aufs Brot. Bei mir hätt'st du dein ständiges Auskommen." Das klang nicht schlecht in Pahls Ohr. Arbeit sah er genug herumliegen.

„Und der Lohn?"

„Darüber läßt sich reden", meinte der Schmied.

„Aber mein Land kann ich nicht unbestellt lassen", wendete Pahl ein.

„Der Köller pflügt's dir an einem Nachmittag um."

„Seine Preise zahl' ich nicht. Ich verkauf' mich nicht an so einen", sagte Pahl fest.

„Mußt selber wissen, ob du das Eisen brauchst oder nicht", erwiderte der Schmied und wendete sich wieder seiner Arbeit zu. Als er Pahls Unschlüssigkeit bemerkte, rief er ihm noch zu: „Lang wird's eh nicht mehr dauern mit euch. Wenn der Baron wiederkommt ..."

Pahl hörte nicht drauf. Er blickte auf die herumliegenden Pflüge und Eggen, Binder und Drill-



maschinen, und auch sein Haus fiel ihm dabei ein. Daraus soll ich weg? Das war die letzte Chance, die ihm blieb. „Ich hol' meinen Pflug", sagte er. Der sah ihn nur an und schwieg. Auf dem Rückweg knallte Pahl auch noch der wohl schon hundertmal geflickte Hinterreifen weg, aber das konnte ihn jetzt nicht mehr ärgern. Er dachte jetzt nur an seinen Pflug. Morgen würde er ihn wieder gebrauchen können. Die Saat mußte in den Boden. Müde stuckerte der Handkarren mit dem gebrochenen Pflug darauf und der armseligen Kuh davor über die Dorfstraße. Ein Trecker tuckerte auf ihn zu. Pahl drehte sich weg, aber er hörte das Lachen und die abfälligen Worte aus der Fahrerkabine. Vergiß das Lachen! Vergiß den Hohn, klang es in ihm. Oder besser vergiß es nicht! Niemals wirst du dich daran gewöhnen. Auch nicht ans Katzbuckeln.

„Vater! Vater!" rief Horst atemlos. Pahl blieb stehen und blickte sich erschrocken um. Das war heut' solch Tag, wo einem alles passieren kann. Der Junge kam näher und hatte in der Hand ein frisches, sauberes Schareisen! Wie eine Fahne schwenkte es der Bengel, wie eine richtige Siegesfahne. Pahl verschlug's die Stimme. Der Vater nahm das Eisen in die Hand, prüfte die Schneide und wog das Eisen noch immer mißtrauisch und voller Zweifel, ehe er fragen konnte: „Woher hast du's?"

„Von der MAS, Vater", rief der Junge.

Der Mann wog das Wort auf der Zunge und wußte nicht, ob's ein Großbauern- oder ein Ortsname war. „MAS?" sagte er lang gedehnt. „Und was müssen wir dafür zahlen?" fragte er mißtrauisch. „Vielleicht eine Woche lang schinden oder zwei?"

„Das mußt du mit ihnen abmachen, Vater. Du sollst selber hinkommen."

„Ach so. Erst soll ich mir das Messer anheften – und dann scheren sie mir den Kopf. Nein!" entschied sich Vater. „Bring's zurück!" Er packte das Eisen wieder in Horsts Hand.

„Sie schweißen dir's auch an, Vater. Heute noch", behauptete der Junge.

„Sag bloß, sie warten schon auf mich." Pahl winkte mehr ungläubig als ärgerlich ab.

„Die MAS hilft allen, Vater."

„Helfen. Und gerade uns. Wer so was glaubt." Damit wollte Pahl seine Kuh wieder antreiben. „Wie heißt der? – Mas?" fragte er den Jungen.

„Maschinen-Ausleihstation", erklärte der Junge. „Seit gestern ist sie in der alten Gutsschmiede."

Pahl überlegte. Ansehen konnte man sich ja das mal. Zum Schmied kam er noch immer zurecht. „Na los, zeig mir's!" –

„He, Kollege Heß, Magdeburg ist am Apparat", rief ein Mädchen mit Bubikopf zur Werkstatt herein, wo der Angesprochene sich über eine Sämaschine beugte. „Aber klebt's nicht mit Spucke an. Dazu ist der Boden hier zu hart und steinig", rief er beim Weggehen zwei Männern in blauen Kitteln zu.

Dann ging er zum Telefon, begrüßte Horst vor der Tür mit einem freundlichen „Da seid ihr ja schon", warf einen prüfenden Blick auf die zerbrochene Pflugschar und verschwand dann im Büro. „Ja, Heß", meldete er sich, wobei seine Blicke durch die offene Tür zu Pahl hinüberspähten. „Ach, du bist's, Genosse Werner. Hast du meine Materialanforderung bekommen? Ihr müßt helfen! Ohne euch geht's hier nicht weiter. Die Dorfschmiede arbeitet nur für die Großen. Klar, ich verlaß mich drauf. Und wie denkst du über euern Einsatz bei uns? Natürlich nur übers Wochenende. Zwei Leute? Freiwillig. Natürlich. Keine Bange, Quartier besorge ich." Er hängte ein und trat in die Werkstatt.

„Ihre Eisen sind zu schwach für diesen Boden", sagte er zu Pahl, „aber wir machen das schon. Wie weit sind Sie mit der Aussaat?"

„Erst die Hälfte", erwiderte Pahl kleinlaut.

„Man muß Ihnen mit einem Trecker helfen. Wann wollen Sie sonst ernten?"

„Aber der Preis?" fragte Pahl. „Ich kann nicht gleich zahlen."

„Alles streng nach Tarif. Niemand wird betrogen. Und Bezahlung nach der Ernte", erklärte Heß. „Was hast du denn früher gemacht?"

„Schlosser", antwortete Pahl.

„Du wärst der Richtige für uns. Wir helfen dir und du uns."

„Das wollen der Schmied und der Köller auch", wendete Pahl ein.

„Bloß: Wir sind keine Füchse, die dir auflauern. Auf die Beine sollt ihr kommen. Dazu sind wir da." Ohne Pahls Erwiderung abzuwarten, lief er ins Büro und erschien mit seiner Liste. „Morgen nachmittag könnten wir bei dir pflügen und aussäen. Das ist ein Arbeitsgang. Gekoppelte Geräte. Hat ein fixer Bursche ausgeheckt. Auch spart's Geld und uns Zeit und Arbeit. Einverstanden?" fragte Heß.

Pahl nickte bloß. Er drehte sich zur Werkstatt um. „Ich könnt euch was helfen. Kann ja heut doch nicht auf den Acker." Sie luden den Pflug vom Wagen. „Fahr nach Haus, Horst", rief Pahl seinem Jungen zu. –

Als er am Abend nach Hause kam, fühlte er sich aufgeräumt und munter. Die Arbeit in der Werkstatt hatte ihm Freude gemacht. Zwischen jedem Bissen berichtete er. „Keinen Zweifel gibt's mehr, daß wir auf die Beine kommen", sagte er lachend. Steine polterten draußen auf die Erde. Pahl fuhr hoch.

„Was war denn das?" Er lief vors Haus und stolperte beinahe über einen Steinhaufen. „Was soll denn das?" wollte er laut zu einer Standpauke ausholen, als ihm Horst kurz erwiderte: „Ein Planschbecken für die Enten – damit sie nicht dauernd zum Weiher laufen und der Fuchs sie uns holt."

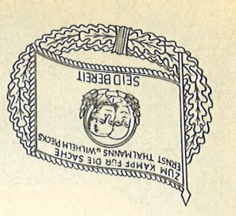
„Wer hat dich denn darauf gebracht?" fragte der Vater.

„Bei Großbauer Köller hab ich's gesehen. Warum soll der's bloß haben?! Wo wir doch jetzt auch Bauern sind."

Donnerlittchen, wie der Bengel 'ranging! „Aber die Steine? Hast du die etwa geklaut?" erregte sich Pahl.

Horst setzte eine gewichtige Miene auf. „Von Bauer Pahls Acker aufgeklaubt. Hast du was dagegen?"

„Diese Trauben werden den Füchsen aber mächtig sauer ankommen", sagte Pahl vergnügt, wobei er mehr an den Großbauern Köller und den Schmied dachte. Sie werden sich noch oft gegen uns stellen. Aber es wird ihnen nichts nutzen, dachte Pahl und klopfte Horst anerkennend auf die Schulter. „Ich helf' dir natürlich dabei. Junge . . ."



Redaktion: Heimtraud Eichhorn (Chefredakteur), Walter Stohr (stellv. Chefredakteur), Alexander Michalak (Gestaltung), Ing. oec. Heinz Görner, Dipl.-Päd. Angreth Lehfeld, Hanna Petrik, Peter Eckert, Hans Ulrich Lüdemann. Auslandskorrespondenten: S. Kriwonossowa, S. I. Sotnikow. Kollegium: Dr. K. Herde, R. Hambach, G. Feustel, Dipl.-Päd. H. Haupt, Dipl.-Päd. H. Spindler, Dr. P. Kl[illegible], M. Zimmering, H. Alisch, Technischer Beirat: Ing. K. Bartusch, [illegible]-Ing. H. Mauersberger, W. Ondracek, Dipl.-Ök. H. Drasdo, Dipl.-Ök. G. Meinke, A. Fritzsch, Ing. oec. J. Kahl, Ing. R. Lohse, Ing. G. Giersch, Ing. P. Helbig, Dipl.-Ing. W. Dittrich, H. Koch, G. Tscharnke, Dipl.-Ing. G. Peisker, Ing. oec. M. Kutschik, M. Schlett, K. Stier, W. Sorwein. – Redaktion: „Fröhlich sein und singen" im Verlag „Junge Welt", 108 Berlin, Kronenstraße 30/31. Fernruf 20 04 61. Herausgegeben vom Zentralrat der Freien Deutschen Jugend übe[illegible] „Junge Welt" (Verlagsdirektor K. Feitsch). Die Zeitschrift [illegible]int monatlich. Veröffentlicht unter der Lizenznummer 1228 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR – Druck: (III/9/1) Grafischer Großbetrieb Völkerfreundschaft Dresden, 8023 Dresden, Riesaer Straße 32. 10/68 – Nachdruck auch auszugsweise nur mit Quellenangabe und Zustimmung der Redaktion gestattet. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Haftung. Bestellungen nimmt jedes Postamt entgegen.

ERWIN GESCHONNECK

Dreimal wurde er mit dem Nationalpreis ausgezeichnet. Er hat in keiner Schauspielschule gelernt, aber in vielen Schulen des Lebens.

Als Sohn eines Berliner Flickschusters 1906 in der Ackerstraße geboren und groß geworden, war er nach der Volksschule Gelegenheitsarbeiter, Bankbote, Hausdiener, Zeitungsverkäufer, Liftboy, Stanzer, Straßenarbeiter. 1929 trat er der Kommunistischen Partei Deutschlands bei. Erste künstlerische Betätigung bot sich ihm im Kabarett „Rote Hilfe" und im „Sturmtrupp links".

Er wurde Statist in der von Erwin Piscator geleiteten Volksbühne und sang im Massenchor der Fichtesportler in Slatan Dudows Film „Kuhle Wampe". 1933 fand er Zuflucht vor den Faschisten in Polen. Eine Tournee mit einer jüdischen Schauspielergruppe führte ihn nach Warschau, Prag, in die Sowjetunion. Zeitweilig wurde er Mitglied des deutschen Kolchostheaters in Dnjepropetrowsk und in Odessa; er spielte in klassischen Stücken und in modernen sowjetischen Bühnenwerken.

1938 kehrte er nach Prag zurück, leitete dort eine Laienspielgruppe der deutschen Emigranten. 1939, nach der Besetzung der Tschechoslowakei durch faschistische Truppen, geriet er auf der Flucht zur polnischen Grenze in eine Falle der Gestapo. Er wurde ins Konzentrationslager geworfen – ein sechsjähriger Leidensweg begann, gekennzeichnet durch Lager wie Sachsenhausen, Dachau, Neuengamme. 1943 spielte er übrigens die Hauptrolle in dem von Häftlingen verfaßten historischen Ritterstück „Die Blutnacht auf dem Schreckenstein", einer Parodie auf Hitler, die im KZ Dachau vor der SS und den Häftlingen aufgeführt wurde. Kurz vor Kriegsende auf die „Cap Arcona", den schwimmenden KZ-Sarg, verschleppt, entging er beim Untergang des Schiffes als einer von ganz wenigen dem Tod. Darüber schrieb er ein Drehbuch, was jetzt verfilmt wird.

Nach Kriegsende begann für den über 40jährigen die reguläre Schauspielerlaufbahn. Zunächst in Hamburg, bis ihn 1949 Brecht nach Berlin ans Berliner Ensemble holte. Er war z. B. der Feldprediger in „Mutter Courage", der Knecht Matti im „Puntilla", er spielte in „Katzgraben" und im „Kaukasischen Kreidekreis". Wer ihn in den Filmen „Biberpelz", „Das Beil von Wandsbek", „Die Unbesiegbaren", „Schlösser und Katen", „Gewissen im Aufruhr", „Nackt unter Wölfen", „Karbid und Sauerampfer" gesehen hat, weiß, daß er jedesmal neue Maßstäbe für die sozialistische Schauspielkunst gesetzt hat.

Die DDR hat Erwin Geschonneck die Möglichkeit gegeben, sein Talent, seine Fähigkeiten, wenn auch spät, noch zu entfalten. Er ist über die Grenzen der DDR hinaus ein berühmter, gefeierter Künstler.

GISELA MAY

Brecht hat in einem Gespräch gefragt: „Ein Schauspieler, was ist das? Was macht er? Was muß er Besonderes haben?" Und seine erste, vorläufige Antwort auf die selbstgestellte Frage lautete zögernd: „Ein Schauspieler, das ist wahrscheinlich ein Mensch, der etwas mit besonderem Nachdruck tut."

„Etwas mit besonderem Nachdruck tun", zuerst im Leben, damit es in der Kunst durch Talent und Fleiß nachgestaltet werden kann, dafür ist der Weg der Schauspielerin Gisela May Beispiel. In verschiedenen Rollen auf der Bühne, im Film und im Fernsehen zeigt sie dem Publikum, direkt und indirekt, wie man leben soll und kann, oder sie singt davon in Liedern und Chansons.

Die Arbeit des Schauspielers verlangt Einordnung in ein Kollektiv, er muß sich mit den anderen Schauspielern, mit dem Regisseur, den Beleuchtern, Bühnenarbeitern verstehen und gut zusammenarbeiten, damit die eigene Rolle lebensnah wird und der Zuschauer Gewinn zieht aus dem, was er sieht und hört. Zu Gisela Mays Stärke gehört es, daß sie sehr wandlungsfähig ist. Nicht allen Schauspielern gelingt es, in ein Charakterfach hineinzuwachsen, sie scheuen die Anstrengung und geben ungern ein einmal gewähltes Rollenfach auf. Aber die Entwicklung eines Schauspielers, der seine Aufgabe ernst nimmt, ist nie zu Ende. Gisela May hat sich ständig selbst Aufgaben gestellt – und sie stellt sich auch heute immer neue. Diese Bewährungsprobe, die ein Künstler bestehen muß und die nicht viele bestehen, hat sie bestanden. Deshalb sind wir stolz auf sie.

Sie ist am 31. Mai 1924 in Wetzlar geboren. Die Mutter war Schauspielerin und ihr Vater der Schriftsteller Ferdinand May. Die Aufnahmeprüfung an der Leipziger Schauspielschule 1940 bestand sie mit dem Gretchenmonolog aus Goethes „Faust". 1942 kam sie an das Komödienhaus Dresden, trat in der Operette und im Schauspiel auf. In Halle sah sie der Schauspieler und Theaterleiter Wolfgang Langhoff und verpflichtete sie an das Deutsche Theater Berlin. Seit 1962 spielt sie am Berliner Ensemble, dem Theater Brechts. Das Jahr 1959 war für Gisela May sehr bedeutsam. Sie hatte schon immer gesungen, ohne im Singen ausgebildet zu sein. Deshalb ging sie bei dem großen Komponisten und Freund Brechts Hanns Eisler in die Lehre. Lieder und Chansons, komponiert von Kurt Weill, Hanns Eisler, Paul Dessau, vorgetragen von Gisela May, sind inzwischen in ganz Europa berühmt. Wo man Gisela May – deren Kunst mit vielen in- und ausländischen Preisen ausgezeichnet wurde – auf der Bühne oder im Film sehen kann, wo im Rundfunk oder von der Schallplatte ihre Stimme zu hören ist, lohnt es, sehr aufmerksam zu sein.

E. Krumbholz

MEISTER-MUSEN-MOSAIK



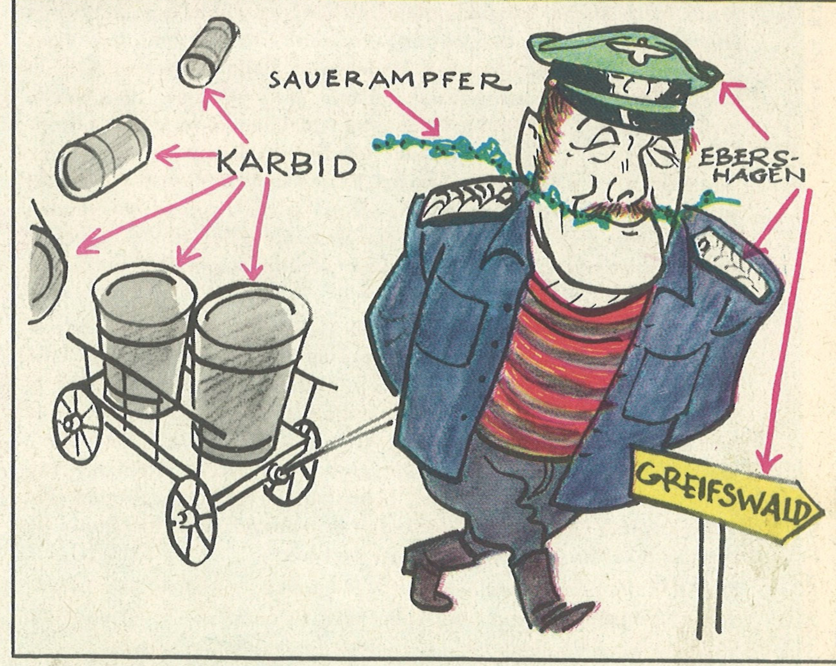
M





G





Fotos: G. Kiesling, H. Glocke. Zeichnungen: L. Haas